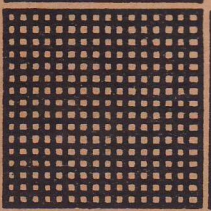
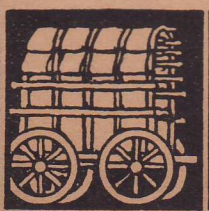
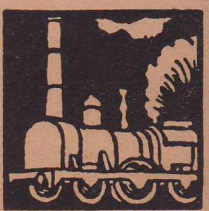
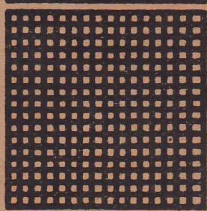
Geschichtsbuch für die deutsche Jugend

Erster Teil

Geschichtsbuch für die deutsche Jugend

von

Dr. Bernhard Kumsteller

in Verbindung mit

Dr. Ulrich Haacke und Dr. Benno Schneider

Volksschulausgabe

bearbeitet von

Rektor Ernst Ziemann

Erstes Heft

Mit 10 Tafeln

17. Auflage / 105.—114. Tausend

1 9 3 7

Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig

Gewidmet

Deutschlands Jugend

zum Verständnis der Gegenwart und Vergangenheit, zur Begeisterung an allem Großen, zur Vertiefung der Liebe zu Volk und Vaterland, zur Erweckung des Willens, für das Vaterland und damit auch zum Besten der ganzen Menschheit einst alle Kraft einzusetzen.

Alle Rechte vorbehalten

Gedruckt bei Oswald Schmidt G. m. b. H. in Leipzig

Inhaltsübersicht

Kapitel		Seite
	Für das Gedächtnis	4
1	Der Mensch der Eiszeit	5
2	Die nordische Rasse	8
3	Die urgermanische Zeit	13
4	Vom Ausgraben	18
5	Bei unseren Vorfahren zur Römerzeit	19
6	Römerkämpfe und Wanderzüge (Großgermanische Zeit)	27
7	Das Frankenreich	40
8	Die Wikinger	45
9	Die Sachsenkaiser	47
10	Das Kloster (um 950)	51
11	Kaiser und Papst (Die Frankenkaiser)	53
12	Auf dem Kreuzzuge	56
13	Rittertum	57
14	Die Schwabenkaiser (Hohenstaufen)	60
15	Deutsches Bauerntum	64
16	Nach Ostland wollen wir reiten	67
17	Freiheitskämpfe deutscher Bauern	77
18	In der alten Stadt	80
19	Die deutsche Hanse	84
20	Faustrecht	86
21	Johann Gutenberg	87
22	Entdecker	88
23	Die Deutschen zur Zeit Luthers	90
24	Die Reformation	93
25	Die Gegenreformation	102

Für das Gedächtnis

um 15000 v. Chr.	Eiszeit
4000–2000 v. Chr.	Indogermanenzeit (Jüngere Steinzeit)
2000–500 v. Chr.	Urgermanische Zeit
500 v.–1000 n. Chr.	Großgermanische Zeit
9	Varusschlacht im Teutoburger Wald
375	Die Hunnen in Europa
410	Alarichs Tod
um 500	Theoderich
800	Karls Kaiserkrönung
870	Entstehung des Deutschen Reichs
933	Ungarnsieg Heinrichs I.
955	Lechfeld (Otto I.)
1077	Canossa (Heinrich IV.)
1099	1. Kreuzzug
1190	Friedrich Rotbarts Tod
1410	Tannenberg
1415	Die Hohenzollern in der Mark
1492	Entdeckung Amerikas
10. Nov. 1483–1546	Luther
31. Okt. 1517	Die 95 Thesen
1521	Reichstag von Worms

1. Kapitel. Der Mensch der Eiszeit.

Wißt ihr, wie eure Urgroßeltern und Ururgroßeltern hießen, wo sie wohnten, wie sie gelebt haben? Viele Menschen können auf diese Fragen leider keine Antwort geben. Es ist aber durchaus nicht gleichgültig, von welchen Ahnen man abstammt. Denn im Blute eines jeden Menschen kreist das Erbe seiner Ahnen; in jedem Menschen werden Eigenschaften eines fernen Ahnherrn, einer längstverstorbenen Ahnfrau wieder lebendig. So arbeitet man denn auch heute in vielen Familien daran, eine Ahnentafel oder eine Familiengeschichte zusammenzustellen. Ahnenkunde

Solch eine Familiengeschichte kann vielerlei erzählen. Es gibt Familien, die können einzelne Vorfahren bis zu 600 Jahren und noch weiter rückwärts verfolgen. Da hat vielleicht vor 60 Jahren ein Vorfahr in der Schlacht bei Sedan mitgekämpft, ein anderer hat in der Völkerschlacht bei Leipzig das Eiserne Kreuz erworben, ein dritter war ein Soldat des alten Fritz. Seit euer Vater ein zehnjähriger Junge war, sind etwa 30 Jahre vergangen. Vor hundert Jahren war euer Urgroßvater ungefähr in eurem Alter. 100 Jahre, das sind also drei Geschlechter: Vater, Großvater, Urgroßvater. Euer Ururgroßvater also könnte miterlebt haben, wie der alte Blücher Deutschland vom Franzosenkaiser Napoleon freimachte.

Wieviel Geschlechter sind aber nun erst seit den Anfängen der deutschen Geschichte geboren worden und gestorben! Seit Armin, der Cherusker, die Römer aus Deutschland jagte, sind fast 2000 Jahre vergangen. 2000 Jahre, das sind etwa 60 Geschlechter. Damals, als Armin lebte, gab es noch nicht eine einzige Stadt in Deutschland; alle unsere Vorfahren lebten als Bauern in Dörfern. Jetzt machen wir einen ganz großen Sprung durch die Jahrhunderte rückwärts: 15000 Jahre vor Christ. Wieviel Geschlechter sind seitdem über die Erde gegangen! Damals konnte in Schleswig-Holstein, Mecklenburg und Pommern, in Südbayern und Südschwaben kein Mensch leben. Denn von Skandinavien bis in die Mark Brandenburg und von den Alpen bis zur Donau lag alles Land unter einer dicken Eisdecke. Wir nennen diese Zeit „Eiszeit“. Aber im eisfreien Mitteldeutschland lebten auch damals schon Menschen. Und nochmals 100000 Jahre zurück war es in unserem Vaterlande warm wie heute am Mittelmeer. Wir nennen diese warme Zeit die letzte Zwischeneiszeit; vor ihr hat es noch drei Eiszeiten gegeben (im ganzen also vier Eiszeiten, nach der letzten Zwischeneiszeit die letzte Eiszeit). Auch in dieser letzten Zwischen- Zeiträume der Vergangenheit

eiszeit gab es schon Menschen in Deutschland. Das sind die ältesten Menschen, von deren Leben sich Spuren im deutschen Boden gefunden haben.

Die allerersten Menschen

Doch die allerersten Anfänge menschlichen Daseins liegen bestimmt noch viel, viel weiter zurück. Möglicherweise hat der Mensch schon vor der ersten Eiszeit gelebt und alle vier Eiszeiten miterlebt. In jener fernsten Urzeit war es, daß einzelne mutige Menschen das Grauen vor dem einschlagenden Blitzstrahl und dem daherrasenden Steppenbrand überwanden, kühn einen Feuerbrand aus der Glut rissen, ihn nährten und sich das Feuer zum Freunde machten. Seitdem gab es ihnen Schutz gegen Raubtiere, es machte das Fleisch schmackhafter, es wärmte und leuchtete.

Ältere Steinzeit: Warme Zwischeneiszeit, Neandertalrasse

Viel Genaueres wissen wir schon von den Menschen der letzten Zwischeneiszeit (um 100000 v. Chr.). Denn in den Höhlen, in denen sie hausten, hat man die Spuren ihrer Lagerfeuer, ihre Werkzeuge, ja sogar Skelette der Menschen selbst gefunden.

In Jägerhorden lebten damals die Menschen zusammen. Eine solche Horde hatte gerade die Felsenhöhle verlassen und hockte beim Mahle um das Feuer. Mit „Faustkeilen" aus Feuerstein zerschlugen sie die Markknochen des Flußpferdes, das sie in einer Fallgrube gefangen und mit Steinen zu Tode geworfen hatten. Der mandelförmige Faustkeil war ihr einziges Werkzeug; er fügte sich bequem in die Faust und besaß eine Stoßspitze und eine Längsschneide. Tierfelle dienten als Kleidung. Furchterregend war das Aussehen dieser ersten Menschen der „älteren Steinzeit". Über einem vorspringenden, kinnlosen Unterkiefer blitzte ein mächtiges Gebiß, die Augen lagen tief unter vorgewölbten Knochenwülsten, die Stirn war flach und niedrig, plump und schwerfällig der Gang. Wir nennen diese älteste uns bekannte Menschenrasse nach dem ersten Fundort „Neandertaler".[1] Selbst die niedrigste heute lebende Rasse macht nicht einen derart tierischen Eindruck.

um 100000 v. Chr.

Ältere Steinzeit: Eiszeit, Renntierjäger

Die Zwischeneiszeit ging zu Ende, die letzte Eiszeit brach herein. Langsam schob sich eine bläulich schimmernde Eismauer über Norddeutschland südwärts und von den Alpen nach Norden. Moossteppen mit Renntierflechten überzogen das eisfreie Deutschland; zwischen dem Moos leuchteten die Büschel der Preiselbeeren und Steinbrech, an sumpfigen Stellen wogte das Wollgras. Im Schutze der Schluchten und Hänge duckten sich verkrüppelte Zwergbirken, Weiden und Latschen mit bärtigen Flechten. Rotwollige Mammuts mit riesigen zurückgebogenen Stoßzähnen schweiften über Deutschlands Steppen, dazu eine Nashornart mit dickem Pelz, der Höhlenbär, der Urstier, das Renntier.

Die Zeiten des Neandertalers gingen zu Ende. Eine neue Menschen-

[1] Das Skelett des Neandertalers ist im Berliner Vorgeschichtlichen Museum zu sehen.

rasse, die Renntierjäger, verdrängte ihn aus seinen Wohnhöhlen und von seinen Jagdplätzen. Ihre Vorfahren hatten auch schon vor der Eiszeit neben den Neandertalern in Deutschland gelebt. Jetzt unterlag ihnen ihr schwerfälliger Gegner vollends. Schlanker war der Körperbau der neuen Rasse, ihr Gang war leichter und gewandter, ihr Blick freier, ihre Sprache reicher. Aus weiter Ferne schleuderten sie sicher den Wurfspieß mit scharfer Steinspitze. Sie wagten das Unerhörte, mit Speer und Steinaxt die gefährlichen Raubtiere anzugreifen, denen bisher der Mensch zitternd und wehrlos zum Opfer gefallen war. Die verschiedenartigsten Werkzeuge verstanden die Renntierjäger zu verfertigen, feiner und brauchbarer als der alte Faustkeil gewesen war. Sie schlugen nicht bloß, wie bisher, die Geräte zurecht, sondern in sorgsamer Kleinarbeit drückten sie mit Hornstäbchen Splitter um Splitter von dem Feuerstein ab, bis eine millimeterdünne, schmale Schneide oder eine haarscharfe Spitze entstand und das ganze Stück eine schöne ebenmäßige Form gewann. So hatten sie nun nicht nur das eine Allgemeinwerkzeug, den Faustkeil, sondern für jede Arbeitsart ein Sonderwerkzeug: Messer, Schaber, Kratzer, Stichel, Bohrer, Sägen, dazu für den Kampf Pfeilspitzen und Dolche. Neben den Geräten aus Feuerstein gab es andere aus Knochen, Hirschhorn und Elfenbein: Pfriemen, Nähnadeln mit Öhren, Harpunen mit Widerhaken für die Fischjagd. Ihre Geräte schmückten diese Menschen mit eingeritzten Tierzeichnungen von großartiger Naturtreue, z. B. einem weidenden Renntier.[1] Die Wände ihrer Höhlen bedeckten sie mit meterhohen farbigen Abbildern ihrer Jagdtiere. An der einen Wand ist der Kopf eines Wildpferdes und einer Höhlenlöwin, so lebendig, als hätte ein heutiger Künstler sie abgezeichnet. In einem anderen Raum, in den man nur durch einen engen, niedrigen Gang gelangt, zieht an der Wand eine ganze Herde von Bisons an uns vorüber. Der Zeichner hat sie genau beobachtet, wie sie stehen, grasen, daliegen, den Kopf zwischen die Vorderbeine gesenkt und die Hinterbeine an den Leib gezogen. Auch menschliche Gestalten aus Kalkstein und Elfenbein haben sich gefunden. Mit großer Liebe hat dieses Volk seine Toten bestattet, in den Wohnhöhlen, Arme und Beine an den Leib gezogen, als wenn sie im Schlafe lägen. In einem Grab lag um den Kopf ein Kranz von Muscheln. Der Tote trug Hals- und Armbänder, neben der Hand lag ein Steinmesser. Oft gaben sie dem Gestorbenen Rötel mit ins Grab, damit er seinen Leib rotfärben und ihm so das Aussehen des Lebens geben könne. Deutlich erkennen wir daraus den Glauben an ein Weiterleben der Seele im Jenseits.

[1] Ein ähnliches Stück ist in Oberschwaben an der Schussenquelle in der Nähe des Federsees gefunden worden. Dort hatten die Renntierjäger ein Lager, wo sie rasteten, wenn sie von ihrer Wohnhöhle in der Schwäbischen Alb auf Jagd über die Moossteppen Oberschwabens zogen.

Entstehung der nordischen Rasse

Jahrtausendelang lebten die Renntierjäger am Rande der Eismauer in hartem Lebenskampfe, viele Geschlechter lang. Langsam bildete die Rasse sich um: ihr Gesicht wurde schmäler, ihre Haut heller, ihr Haar lichter, ihr Wille härter, ihr Sinn kühner, ihr Geist erfindungsreicher. Aus den Renntierjägern wurde die nordische Rasse.

2. Kapitel. Die nordische Rasse.

Ende der Eiszeit

Wieder vergingen Jahrtausende. Langsam wurde es wärmer, es fiel weniger Regen und Schnee. Jahr für Jahr taute die Eismauer nach Norden zurück. Wüste, lehmige Schutthalden tauchten unter dem Eise hervor. Pflanzenwuchs sproß rasch auf; bald überzogen unendliche Wälder, wimmelnd von Wild, das norddeutsche Land. Dazwischen dehnten sich freie Heideflächen und riesige Moore. Dem weichenden Eise war der Mensch gefolgt. Damit begann auch in Norddeutschland die Geschichte.

Aussehen der nordischen Rasse

Es war ums Jahr 4000 v. Chr. Auf den dänischen Inseln, in Jütland, im angrenzenden Norddeutschland und in Thüringen lebt ein Bauernvolk, das Volk der nordischen Rasse. Indogermanen (Arier) heißen sie auch. Hochgewachsene, schlanke Gestalten sind es, blondhaarig und blauäugig, mit kühnem, offenem Blick, mit langem, schmalem Gesicht, mit schmalem, weit nach hinten ausladendem Schädel. Es sind dieselben schmalen nordischen Gesichter, dieselben trotzigen, blauen Augen, die wir auch heute noch, nach 6000 Jahren, an den Männern und Frauen Schleswig-Holsteins bewundern und lieben. So treu hat die nordische Rasse hier in ihrem Kernland ihre Art von Geschlecht zu Geschlecht vererbt.

Lebensweise der nordischen Rasse

Die Indogermanen ziehen nicht mehr unstet im Lande umher wie ihre Vorfahren, die Höhlenbewohner und Jäger der Eiszeit, sondern sie wohnen seßhaft in Dörfern. Unregelmäßig, in losen Gruppen liegen die Häuser (Haufendorf). Die Wände bestehen aus halbgespaltenen, senkrecht nebeneinander eingerammten Stämmen, die oben durch waagerechte Balken verbunden sind. Auf ihnen und auf den hohen Firstträgern ruht das steile, schilf- oder strohgedeckte Dach. Mit Bastseilen sind die Balken untereinander fest verbunden. Das oberste Dreieck der Giebelwand ist offen als Fenster und Rauchabzug. Außen sind die Wände mit Moos gedichtet, innen schützt ein weißer, mit einem Zickzackmuster abgesetzter Lehmbewurf. Durch eine Tür an der Giebelseite treten wir ins Innere; davor liegt ein geschützter Vorplatz mit einer Bank. Wir kommen zuerst in den kleineren der zwei Innenräume, die Küche. In einer Ecke steht der Backofen aus Lehm, daneben die Handmühle, auf der Weizen und Gerste zermahlen wird; da sind Holztröge zum Teigkneten, Spindeln, ein Webstuhl. Im zweiten Raum, der Schlafstube, liegt neben der Tür der gepflasterte Herd; auf einem Holzgestell sind schönverzierte Tontöpfe geordnet. An der Wand ziehen sich die Schlaf-

bänke hin. Glatt geschliffene Äxte und Steinbeile hängen darüber; der Holz- oder Hornstiel ist nicht mehr darangebunden, sondern steckt fest in einem kreisrunden, hineingebohrten Loch (Jüngere Steinzeit, Zeit der geschliffenen und durchbohrten Steinwerkzeuge, oder Indogermanenzeit, im Gegensatz zur Älteren Steinzeit, der Zeit der behauenen Werkzeuge). Zwei kunstvoll ersonnene kleine „Maschinen" zum Durchbohren und Durchsägen der Steine stehen in der Ecke. Ein Baumstamm mit eingehauenen Treppenstufen führt auf den Boden unter dem Dach, wo Brennholz, Felle und Getreidevorräte aufbewahrt werden.

Am Dorfplatz, in der Mitte der Siedlung, fallen zwei größere Häuser auf. Das eine, geräumiger und sorgfältiger, aber sonst ebenso gebaut wie die übrigen, ist das Haus des Dorfführers. Das zweite, das Versammlungshaus, enthält nur einen einzigen, großen Raum, mit dem Herd in der Mitte, mit Sitzbänken an den Wänden, die sauber mit Birkenrinde belegt sind. Wertvolle Felle schmücken die Wände; zahlreiche Lanzen, Eibenbogen und Streitäxte lehnen in Gestellen an den Firstträgern. Hier versammeln sich zu Beratung oder festlicher Veranstaltung alle Dorfgenossen; hier werden für den Kriegsfall die wertvollsten Waffen aufbewahrt.

In der Nähe des Dorfes liegen die Felder. Hinter dem Hakenpflug, der mit seiner eichenen Spitze auch harten Lehmboden aufbricht, schreitet der Bauer; vor ihm geht ein Ochse im Joch. Vom Dorfplatz her schallt Hundegebell; auf der Weide grunzen Schweine und drängen sich Schafe und Ziegen. Im nahen Walde krachen Axtschläge; in kurzer Zeit ist ein starker Stamm gefällt und gespalten, und nun machen sich die Männer daran, einen Wagen zu zimmern.

Nordische Menschen waren es also, unsere Vorfahren, die den wilden Wolf zum Haushund gezähmt und den wütenden Urstier unters Joch gezwungen haben; sie haben die wildwachsenden Gräser zu Getreide gezüchtet, das weiträumige, rechteckige Giebelhaus mit senkrechten, festen Wänden geschaffen und mit der Erfindung der Steinbohrmaschine und dem Wagenbau ihre hohe technische Begabung gezeigt. Von ihrem Schönheitssinn zeugen die unüberbietbar ebenmäßigen Beile und Dolche aus Stein und die Verzierungen ihrer Töpfe. —

Die Hünengräber

Weithin ins Land grüßen hochgewölbte Hügel, manche hundert und mehr Meter lang. Unter ihnen ruhen in Steinkammern aus zentnerschweren, hochgekanteten und darüber gewuchteten Blöcken die toten Führergeschlechter des Volkes. Man hat es sich heute kaum noch vorstellen können, wie es jene Männer fertiggebracht haben, den riesenhaften Deckblock aufzusetzen. Ein Gang führt ins Innere des Hügels, damit man Opfergaben darbringen und neue Tote derselben Familie beisetzen kann. Ringsum ziehen sich Steinkreise und schließen den heiligen

Bezirk von der Umwelt ab. Hünengräber nennen wir heute die Reste dieser Anlagen; wir treffen sie zahlreich auf Wanderungen in Schleswig-Holstein, Mecklenburg, der Lüneburger Heide, der Altmark.

Der nordische Sonnenglaube

Jahr für Jahr erlebt der nordische Bauer den Kampf der Sonne gegen die Gewalt der Nacht und der Finsternis. Wenn der Herbst naht, dann rückt die Stelle, wo die Sonne sich morgens über den Horizont hebt, immer weiter nach Süden, und immer kürzer und niedriger wird ihr Bogen am Himmel. Immer länger verweilt sie in der dunklen Tiefe, in die sie nachts hinuntertaucht. Und am Mittwinter, am kürzesten Tag des Jahres, droht sie auf immer in der Tiefe zu versinken und zu sterben. Aber da kommt der göttliche Sonnenheld und trägt sie auf seinen starken Armen wieder empor zu neuem Leben, und siegend steigt sie aufwärts, Tag für Tag auf höherer und immer höherer Himmelsbahn. Und wenn der Mittsommertag heraufdämmert, der längste Tag des Jahres, dann sammelt sich in frommer Erwartung das Volk am Hügel, unter dem die Ahnen seiner Führer ruhen. Alle wissen es: ein einziges Mal nur im Jahre bricht der erste Morgenblick der Sonne an jener äußersten Stelle im Nordosten über die Wälder hervor. Und wenn der rote Strahl aufblitzt, dann grüßen sie betend mit erhobenen Armen die siegende Sonne, die alles Licht, alle Wärme, alles Leben spendet. Am Abend des Sonnenwendtages leuchten lodernde Feuer weithin ins Land, und glühende Holzscheiben, Abbilder der Sonne, rollen sprühend zu Tal. Und wie die Sonne nach der Winternacht immer wieder neue Kraft gewinnt, so sprießt aus allem Sterben in der Natur immer wieder neues Leben empor. Das ist der Sonnenglaube des nordischen Menschen. Und Sinnbild dieses Glaubens an den ewigen Sieg der leuchtenden, steigenden Sonne und des Lebens ist ihm das Hakenkreuz. —

Die anderen Rassen in Deutschland

Völkerwanderungen begannen durch Europa zu fluten. In Westeuropa lebte damals die westische Rasse, dunkler, kleiner und zierlicher als die nordische, aber von ähnlichem Schädel. Bis an den Federsee in Oberschwaben stießen sie in Deutschland vor; damals erfüllte der See noch den größten Teil des heutigen Federseemoores bei Buchau. An seinem Ufer erbauten sie ihre länglichrunden Hütten aus Reisiggeflecht.

Im Süden grenzte das nordische Indogermanenvolk an die ostische Rasse: rundschädelige, kleinere Menschen mit breiterem Gesicht und flacherer, stumpfer Nase, fleißig, sparsam, zäh und ausdauernd, aber weniger kühn und unternehmungslustig. Die ostischen Menschen wohnten weithin verstreut in Schlesien und Obersachsen, in Südwestdeutschland, in Ostfrankreich und über die Alpen bis ans Mittelmeer heran. Ihre Rundhäuser mit Lehmmauern bildeten breit hingelagerte Gehöfte; im Boden fanden sich die Reste von Backöfen, Mühlsteinen, Pflugscharen und

Feldhacken. Es war ein friedliches Bauernvolk, das hier lebte; ihr Pflug, der Sohlenpflug, schnitt mit waagerechter, steinerner Pflugschar durch den Boden; er taugte nur für weiche und lockere Böden.

Von Südosten her drängte über die Balkanhalbinsel die dinarische Rasse nach Europa herein, große Gestalten mit kühner Adlernase und blitzendem, dunklem Auge; die heutigen Tiroler und bayrischen Alpenjäger und der größte Teil der bayrischen Bauern sind ihre Nachkommen.

Zwischen Ostsee und Nordsee wuchs das nordische Volk der Indogermanen und drückte auf seine Nachbarn. In kühnen Eroberungszügen stieß es auf der Suche nach Siedlungsland gegen Mittel- und Süddeutschland vor und unterwarf sich die fremdrassige Bevölkerung. Nun tauchte auch in Süddeutschland das hochragende nordische Giebelhaus auf; der nordische Hakenpflug riß den Boden auf, vor dem der Sohlenpflug versagt hatte. In der Flut des Federsees spiegelten sich nun auch nordische Dörfer; die Häuser waren entweder auf einer Balkenschicht auf dem Moorboden errichtet oder auf den schilfigen Uferwiesen zum Schutz gegen Überschwemmung auf einem von eingerammten Pfahlreihen getragenen Balkenrost. Ähnliche „Pfahlbaudörfer" erhoben sich längs der Buchten und Bachmündungen an den Ufern des Bodensees und der Schweizer Seen. Der Seeschlamm hat bis heute nicht nur die Pfähle und Hausbalken erhalten, sondern alle Gegenstände des alltäglichen Lebens: hölzerne Stiele, Griffe und Löffel, Körbe, Getreidekörner, Brote und Kinderspielzeug. So können wir uns bis in alle Einzelheiten genau das Leben dieser Menschen vor über 4000 Jahren vorstellen, ohne irgend etwas dazuphantasieren zu müssen.[1]

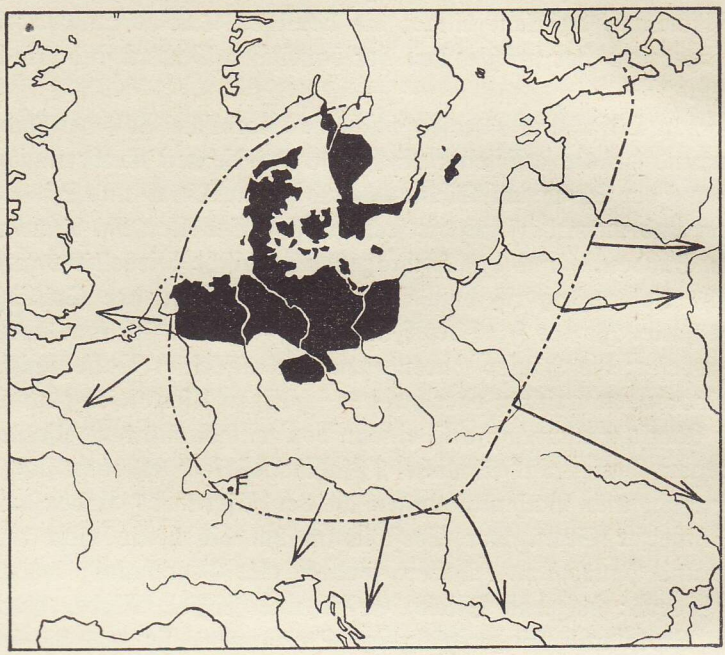
Eroberung Deutschlands durch die Indogermanen

Bald war ganz Deutschland von den Nordleuten überflutet. Vom Bodensee bis zur ostpreußischen Samlandküste birgt der Boden die Überreste ihrer Dörfer. Später begannen sie sich mit Menschen der unterworfenen Rassen zu vermischen. So kommt es, daß alle Deutschen, mögen sie auch ostische, westische oder dinarische Menschen unter ihren Vorfahren zählen, Anteil haben am nordischen Blut. Das Blut der Nordrasse ist es, das alle Deutschen zu einer rassischen Gemeinschaft eint.

Je weiter sich die nordische Rasse über Deutschland ausbreitete, um so größer wurden die Unterschiede zwischen ihren einzelnen Teilen. Aus der einen indogermanischen Ursprache wurden verschiedene Mundarten, aus den Mundarten die verschiedenen indogermanischen Sprachen. Das

[1] Am Nordufer des Bodensees, bei Unteruhldingen, sind einige nordische Pfahlhäuser mit ihrer ganzen Einrichtung naturgetreu aufgebaut worden. Wer heute in diese Häuser tritt, der staunt, wie praktisch und wie wohnlich unsere Vorfahren vor 4000 Jahren es sich eingerichtet hatten.

war gegen Ende der jüngeren Steinzeit ums Jahr 2500. Damals lernten die Menschen das Metall kennen und bearbeiten, als erstes das Kupfer. Waffen, Werkzeuge und Schmuck aus Metall statt aus Stein: wie sehr mußte dadurch das ganze Leben verändert werden!



Die Heimat der Indogermanen
■ Kerngebiet. —·—·— Heimat um 2000. F = Federsee, Schussenquelle.

Die indogermanische Völkerwanderung

2500

Raumnot, Abenteuerlust, Sehnsucht nach unbekannten Ländern packte die meisten indogermanischen Völker. Mit Weib und Kind, mit Viehherden und Ackergerät zogen sie in die Ferne. Schrecken kam über die Völker von ganz Europa und halb Asien. Schon die Pferde waren ihnen ein ganz ungewohnter Anblick. Rasselnd stürmen die nordischen Recken auf ihren Streitwagen zum Angriff vor, das gefürchtete Kupferbeil in der Faust, mit wehenden Haaren, mit blitzenden Augen. Umsichtig ordnet der Führer die Scharen, läßt sie vernichtend im Angriffskeil vorstoßen. Sänger verkünden den Ruhm der siegreichen Helden. In den erstürmten Burgen richten die Eroberer sich als Herren ein. So entstanden neue Völker fern von der alten Heimat: die Slawen, die Inder, die Griechen, die Römer. Nur drei Indogermanenvölker waren in Deutschland zurückgeblieben: im Südwesten die Kelten, im Südosten die Illyrier, und im Kernland der nordischen Rasse, zwischen Ostsee und Nordsee, die Germanen.

3. Kapitel. Die urgermanische Zeit (2000—500).

Von allen Indogermanen waren einzig die Germanen der alten nordischen Völkerheimat zwischen Ostsee und Nordsee treu geblieben. Ihr wachsendes Volk breitete sich langsam aus; um 1500 hatten sie die Linie Ems, Westfälische Pforte, Harz, Saalemündung, Spreemündung, Nähe der unteren Oder erreicht. Ums Jahr 800 v. Chr. hatten sie im Osten die Weichsel überschritten und erreichten im Westen, lippeabwärts ziehend, den Niederrhein. Ein großes germanisches Gräberfeld bei Diersfordt in der Nähe von Wesel kündet davon, daß schon vor mehr als $2^1/_2$ Jahrtausenden germanische Dörfer am Rhein gestanden haben. Nicht lange, und sie hatten auch das linke Ufer an dieser Stelle in ihrer Hand. Ausdehnung der Germanen

Es war ums Jahr 1000 v. Chr. Wo die Höhen der Prignitz sich der unteren Elbe nähern, in der Gegend des heutigen Wittenberge, lag ein germanischer Königssitz. Ein Balkenzaun schirmt den Hof; in seiner Mitte ragt die langgestreckte Halle. Dort sitzt in ernster Beratung der junge Fürst mit den erfahrenen Führern des Volkes. Manch schwerer Entschluß ist an dieser Stelle schon gefaßt worden, manch ausgelassenes Fest hat der Fürst mit seinen Getreuen hier schon gefeiert. Die Königshalle

Dies Haus unterscheidet sich wesentlich von dem der Steinzeit. Es ist ein Blockbau: die Wände bestehen aus waagerecht übereinandergelagerten Stämmen. Die Balken der Wand und des Dachstuhls sind nicht mehr, wie früher, mit Seilen zusammengebunden, sondern durch Nuten und Zapfen fest ineinandergefügt, ohne Verwendung eines einzigen Nagels. Das Innere erhält Licht durch Fenster von Tierhäuten. Überrascht stehen wir vor der Ausstattung des Raumes: da ist ein breites, aus schweren Buchenbrettern gezimmertes Bett, da sind behäbige Banktruhen; lederbezogene Klappstühle stehen vor dem Tische, und an den Wänden blinken metallene Waffen und Schalen.

In der Nähe des Führerhauses drängen sich kleinere Häuser. Das Vorratshaus birgt in großen Tonkrügen die gemeinschaftlichen Vorräte an Mehl, Weizen, Gerste, Hirse, Mohn, Bohnen, Erbsen, Haselnüssen, getrockneten Pilzen, Heilkräutern, geräucherten Fischen und Fellen. Vorratshaus

Vor dem Hause des Töpfers steht der Brennofen, in dem etwa zwanzig Gefäße, übereinandergestellt, gleichzeitig gebrannt werden können. Auf dem Arbeitstisch im Innenraum liegt ein schon halbgeformter Tonklumpen, daneben steht eine Schale mit Graphit zum Schwarzfärben der Gefäße, eine zweite mit weißer Knochenasche zum Auslegen der mit Spachteln und Sticheln hineingedrückten Muster. Der Töpfer

Den Beruf des Bronzegießers zeigt vor dessen Hause der Schmelzofen an. Über die Zeit der Kupferwerkzeuge waren damals die Germanen schon hinaus. Das Kupfer war zu weich; die Schneiden der Der Bronzegießer

Beile bogen sich schnell krumm. Nach langem Versuchen und Proben hatten die germanischen Schmiede allmählich eine härtere Metallmischung herausgefunden, die Bronze, indem sie dem Kupfer 10 % Zinn zusetzten. Seitdem war der Bronzeguß ein wahres Kunsthandwerk geworden. — Der Gießer überblickt die aufgestapelten Kupferbarren, die ihm ein Händler kürzlich aus den Bergwerken und Schmelzöfen der Alpen lieferte. Daneben liegen Zinnbarren aus Südengland. Sorgsam wiegt der Gießer die Stücke ab und wirft sie in den Schmelztiegel. Mit dem Blasebalg facht er das Holzkohlenfeuer an. Inzwischen hat ein Gehilfe die tönerne Gußform für den Schwertgriff bereitgestellt, den der Fürst in Auftrag gegeben hat. Der Gießer hat sich diesmal eine neue, besonders schöne Form für den Griff ausgedacht. Viele Arbeitstage hat er dann darauf verwendet, alle Einzelheiten des Griffs in der Tonform vorzubilden. Jetzt schießt das flüssige Metall in die Form hinein. Als es erkaltet ist, wird der Tonmantel zerschlagen, und das Gußstück kommt ans Licht. Aber fertig ist es noch lange nicht. Mit Hämmerchen aus Bronze und Hirschhorn setzt der Künstler auf einem zierlichen Bronzeamboß in Tausenden von mühevollen Einzelschlägen eine winzige Vertiefung neben die andere; sie ordnen sich zu Spiralkreisen, welche als wundervolle Verzierung den Knauf und seine Deckplatte umziehen. Nun wird die Klinge eingenietet, und der Künstler kann mit freudigem Stolz sein Werk dem Führer überreichen.

Die verschiedenartigsten Kunstwerke sind im Laufe der Jahre aus seiner Werkstatt hervorgegangen: Streitäxte, Speerspitzen und Schildbuckel, Armreifen, Gürtelplatten und breite Halskragen für Frauen, Gewandspangen in den verschiedensten Formen und Größen. Mit Freude denkt der Künstler noch oft an die sechs feingehämmerten goldenen Trinkschalen, die er vor einigen Jahren geschaffen hat. Heute staunen wir, wenn wir im Museum solche herrlichen Kunstwerke vor uns sehen. Besonders geschmackvoll sind die Gürtelplatten: in der Mitte ein vorspringender Buckel, rings Kreisbänder, dazwischen Sonnenkreise. Die Sonnenscheibe als Schmuck ist ganz besonders beliebt. Die höchsten Anforderungen an den Bronzegießer aber stellt der Guß der Luren, der $1^1/_2$ m langen, gewundenen Bronzehörner. Sie werden aus mehreren einzeln gegossenen Stücken zusammengesetzt, je zwei sind auf einen Ton gestimmt. Äußerste Feinheit und Genauigkeit der Arbeit ist erforderlich. Erstaunlich volle und reine Töne lassen sich mit diesen Luren erzeugen; ihre Bläser müssen hochmusikalische Menschen gewesen sein.

Die Bauerndörfer und ihre Bewohner

Wir verlassen die Werkstatt des Kunsthandwerkers und treten vor das Tor des Hofes. Der Blick schweift hinunter zum breiten Elbstrom und weithin ins Land über reiche Felder und Dörfer. Überall Friede und Segen der Arbeit. Die Männer und Frauen in diesen Dörfern würden

uns neben heutigen Bauern etwas altertümlich, aber in keiner Weise zurückgeblieben vorkommen. Der Mann trägt einen ärmellosen Kittel, Wickelbinden an den Beinen und Bastschuhe, um die Schultern einen schweren, wollenen Umhang mit einer Spange, die Frau eine Jacke und bis zum Knöchel einen weiten, faltigen Rock mit einem buntgewebten Gürtel. Goldig gelb schimmert die bronzene Gürtelplatte, glänzen die Armreife und der Halsschmuck. Ein feingewobenes Netz hält hinten die aufgesteckten Haare zusammen.

Die Krieger

Auf dem Blachfeld unten im Flußtal tummeln die Krieger ihre Rosse. Zärtlich rufen sie ihr Lieblingstier beim Namen, gleiten im Galopp von seinem Rücken, rennen nebenher, springen wieder auf. Hell funkeln in der Sonne die Speerspitzen der Übenden, ihre Streitäxte, die Klingen ihrer Schwerter. Das Schwert ist die Lieblingswaffe des germanischen Kriegers. Er gibt ihm einen Namen; hat es ihm doch oft in Kampfesnot wie ein Freund das Leben gerettet. Berühmte Schwerter erben sich durch Geschlechter fort; von mehr als einem weiß die Sage zu erzählen. Und mit einem Namen nennt der Germane auch sein Schiff. Roß, Schwert und Schiff, das ist der edelste Besitz, das sind die liebsten Freunde des ritterlichen, wagemutigen Germanenkriegers. Kunstfertig arbeitet der Schiffszimmermann in der Werft am Elbufer. Sorgsam fügt er dachziegelartig lange Planken aus Lindenholz übereinander, „vernäht" sie mit dünnen Stricken und dichtet die Löcher mit Harz. Gerade stößt ein Schiff von Land, etwa 14 m lang; 20 Ruderer auf 10 Bänken schlagen das Wasser, am hinteren Ende, an „Steuerbord", hängt seitlich ein breites, kurzes Ruder zum Steuern; der Steuermann sitzt so, daß er seinen Rücken, seine „Back", dem „Backbord" zukehrt. Mit solchen Schiffen, die infolge ihrer Bauweise elastisch dem Wogengang nachgeben, ruderten die Germanen auch über das Meer.

Der Schiffsbau

Der Kampf um die Illyrierburg

Selbstmörderischen Bruderkrieg der Germanenstämme untereinander kennt diese Zeit noch nicht. Der Kampf gilt dem äußeren Feind, im Westen dem Kelten, im Südosten dem Illyrier. Es geht um neuen Siedlungsraum. Mühsam erwehren sich die Angegriffenen des Ansturms mit Hilfe einer Kette von Grenzburgen. Heute jagen Boten durchs Land, rufen die Jungmannschaft zur Kriegsfahrt gegen die Illyrier an der Südgrenze. Diesmal gilt der Angriff der Illyrierburg in der Nähe des heutigen Potsdam, der heute sogenannten „Römerschanze". Tief im Walde verbirgt sie sich auf einer Höhe am Seeufer; nach drei Seiten fällt der steile Hang zum Wasser ab, die vierte schirmt ein tiefer Graben. Laut hallt der Angriffsruf der Germanen durch den Urwald, innen in der Burg brüllen die zusammengepferchten Rinderherden, harren Frauen und Kinder. Schon haben sich die Germanen bis zur senkrecht aufragenden Burgmauer aus Balken, Flechtwerk und

Erde hinaufgearbeitet; vergebens prasselt ihnen ein Regen von Pfeilen und Speeren entgegen; schon schwingen sich die ersten auf Sturmleitern auf die Mauer, springen ins Burginnere, brechen die Tore auf, werfen Feuerbrände in die schilfgedeckten Balkenhäuser. Am Abend ist die Burg in ihrer Hand. Aber teuer ist der Sieg erkauft: ihr König ist gefallen.

Die Totenfeier des Königs

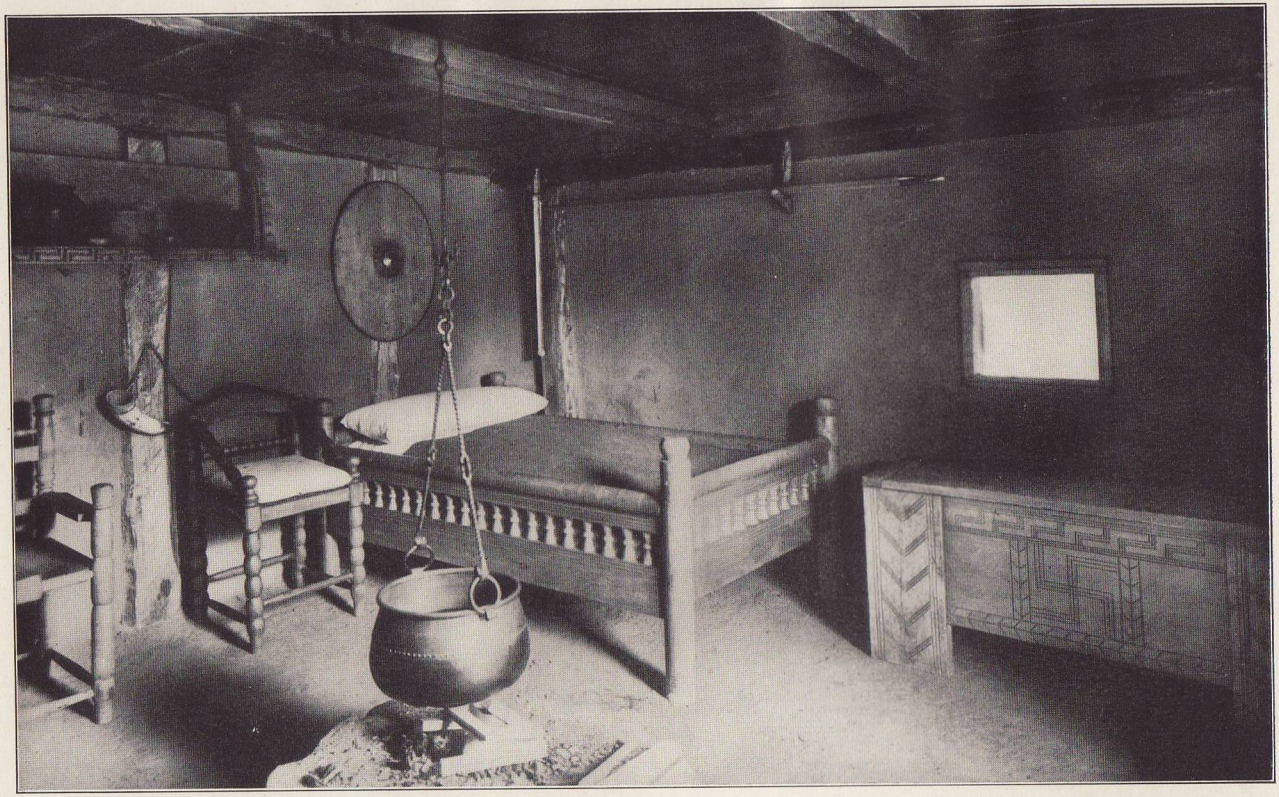
Mit gedämpftem Hörnerschall führen sie die Leiche in die Heimat zurück. Nicht fern von der Königshalle, nahe dem heutigen Dorfe Seddin, rüsten sie die Totenfeier. Einen mächtigen Scheiterhaufen schichten sie dem geliebten Führer, behängen ihn mit Speeren und Schilden, betten oben den Toten. Ein Hermelin, mit dem er oft spielte, legen sie ihm auf die Brust. Da tritt seine Frau heran und stößt sich den Bronzedolch ins Herz. Sie heben die Leiche der Fürstin zur Seite des Fürsten. Eine Magd folgt ihr in den Tod. Dumpf dröhnen die Luren; die tapfersten Krieger umreiten den Scheiterhaufen und singen ein Lied von den Ruhmestaten ihres toten Führers. Betend hebt ihr Anführer die Arme zum Himmelsgott; dann stößt er die Fackel in die Scheite. Als die Glut zusammengesunken ist, sammeln sie die Knochenreste des Toten in einer herrlichen Bronzeurne und bergen diese in einen Tonkrug. Aus mächtigen Blöcken bauen sie die Totenkammer, stampfen und glätten den Fußboden, bemalen die Wände. Dann stellen sie die Urne in die Mitte, zur Seite zwei Gefäße mit der Asche der Frauen, und als Abschiedsgaben des Volkes: ein herrliches Bronzeschwert, eine Axt, ein Messer, eine Bronzetasse und, als besondere Kostbarkeit, eine Nadel aus dem neuen Metall, das sie eben erst kennengelernt, dem Eisen. Mit einem schweren Steinblock wird der Gang geschlossen, und nun häufen sie über dem Steinhaus einen Hügel, hoch und breit, weithin ins Land sichtbar, der von ihrem Fürsten zukünftigen Geschlechtern künden soll. Kampfspiele werden zu Ehren des toten Führers an seinem Grabe veranstaltet: Wagenrennen, Weitsprung, Speerwerfen, Wettlauf, Ringen. Noch nach Jahrhunderten wissen die Sänger von dem jungen, starken König und seiner Totenfeier zu berichten, ja bis in die Gegenwart blieb eine Sage lebendig von dem Riesenkönig Hinz, der hier in drei Särgen, aus Gold, aus Silber und aus Kupfer, ruht. Noch heute ragt der Hügel des Königsgrabes bei Seddin; der Wanderer kann jetzt die Steinkammer wieder betreten, die Schätze des toten Königs und seine Asche hütet das Märkische Museum in Berlin.

So lebten unsere Vorfahren vor 3000 Jahren. Die Römer und nach ihnen die Franzosen aber haben später das Gerede aufgebracht, daß die Germanen wilde, in Tierfelle gekleidete Barbaren gewesen seien, die alles, was sie konnten, von den Römern gelernt hätten. Und die Deutschen haben das jahrhundertelang geglaubt und so ihre eigene Ver-

Germane

Germanin

Modelle der Landesanstalt für Volkheitskunde, Halle a. S.



Im Innern eines germanischen Bauernhauses um die Zeitwende, Freilichtmuseum Oerlinghausen

Wiedererstellt vom Reichsbund für Deutsche Vorgeschichte

gangenheit geschändet. Aber heute wissen wir wieder, daß wir stolz sein können auf die Taten unserer Ahnen; ihre herrliche Kunst ist aus eigener Volksart bodenständig gewachsen wie ihre Eichen und Buchen aus dem Boden der Heimat.[1]

Beginn der Großgermanischen Zeit

Um 500 ging das friedensvolle „goldene Zeitalter" der Germanen, die urgermanische Zeit (2000—500), zu Ende. Die Germanen hatten gelernt, Waffen und Werkzeuge aus Eisen zu schmieden. Ein hartes, ein wahrhaft eisernes Zeitalter brach an.[2] Das Klima, das während der urgermanischen Zeit trockener und wärmer gewesen war als heute, wurde kälter und nässer. Besonders in dem germanischen Kernlande an der Ostsee gab es Mißernte auf Mißernte, und viele Wiesen versumpften; in den Alpen ersoffen viele Bergwerke und wurden aufgegeben. Viele germanische Stämme gingen zum Hafer- und Roggenbau über. Viele zogen aus auf der Suche nach neuem Land. Seitdem sind die Eroberungs- und Wanderzüge der Germanen für über 1½ Jahrtausende nicht abgebrochen. Die germanischen Völkerwellen fluteten zunächst über Deutschland, dann in den kommenden Jahrhunderten über ganz Europa hin, ja noch über die Grenzen Europas hinaus. Das war die Kampf- und Wanderzeit der Germanen, erfüllt von Waffenklang, von Ruhm und Ehre, die „Großgermanische Zeit" (500 v. Chr.—1000 n. Chr.).

Ausbreitung der Germanen über Deutschland

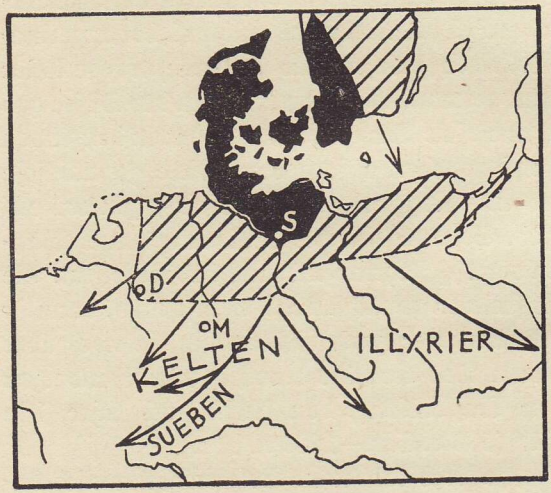
Um 500 v. Chr. war die ganze Nordseeküste bis Belgien germanisch, dazu Ostdeutschland und Polen bis über die Weichsel. Um 400 siedelten die Germanen schon in Thüringen und erstürmten die Keltenburgen auf den Kuppen der Rhön. Der große Germanenstamm der Sueben, die Vorfahren der heutigen Schwaben, flutete nach Südwestdeutschland hinein (um 100 v. Chr.); den Heiligenberg bei Heidelberg machten sie zu einer ihrer größten Thingstätten und ihrem Heiligtum. Das war die zweite große Welle der Nordleute, die Süddeutschland mit

[1] Während der urgermanischen Zeit hat um das Jahr 1000 ein Brudervolk der Germanen im Federsee eine großartige Inselbefestigung angelegt, die sog. „Wasserburg Buchau". Eine dichte Palisadenwand mit Wehrgängen dahinter zog sich draußen im See rings um die Insel; nur durch befestigte Tore, unter einem aufgezogenen Fallgatter hindurch, konnte das Boot eines Besuchers hineingelangen. Gehöfte der Besatzung bedeckten die Insel; im Notfalle konnte sich die gesamte Bevölkerung der Uferdörfer des Federsees mit ihrem Vieh auf Flößen und Einbäumen hierher flüchten. Jahrhundertelang blieb die Befestigung unbezwungen; schließlich erstürmte sie doch einmal der Feind, und alle Gebäude gingen in Flammen auf. Bald darauf stieg der Spiegel des Sees, Schlamm legte sich über alle Überreste und erhielt sie, bis sie vor wenigen Jahren wieder aufgedeckt wurden.

In Unteruhldingen ist neben den Pfahlbauten aus der Indogermanenzeit auch eine Häusergruppe der nordischen Bronzezeit mit ihrer Einrichtung zu sehen.

[2] Auf uralten Bergbau weisen in manchen Gegenden Deutschlands Flurnamen und Ortsnamen, wie Eisenstein, Eisenberg, Eisenfeld, Schmelzacker. Überhaupt erzählen Flurnamen mancherlei von alten Zeiten. Suche Flurnamen deiner Heimat!

nordischem Blut und Geist durchdrang. Die Kelten wichen über den Rhein zurück und gewannen in Gallien neue Wohnsitze. Gleichzeitig erstreckte sich das Germanenreich in Polen schon über den Bug hinaus, ja einzelne Stämme stießen hinter den abwandernden Illyriern weit in den leerwerdenden Raum südwärts vor, bis ans Schwarze Meer, verloren den Zusammenhang mit der Masse der Volksgenossen und gingen zugrunde. Ost- und Westpreußen, Posen und Nordpolen sind also damals germanisch gewesen und jahrhundertelang germanisch geblieben, lange ehe Slawen dort einwanderten. Das ist durch zahlreiche Funde einwandfrei bewiesen, wenn die polnischen Gelehrten es auch bis heute nicht zugeben wollen. So wichen Kelten und Illyrier Schritt für Schritt, und fast ganz Deutschland wurde Germanenland. Es kam die Zeit, da die Germanen mit ihrem großen Gegner aus dem Süden zusammenstießen: mit Rom.



Germanenheimat

Vollschwarz: Kerngebiet. Schraffiert: Wohnsitze um 800. → Vorstöße bis zum Jahre 1. S = Seddin. D = Diersfordt. M = Milseburg.

4. Kapitel. Vom Ausgraben.

Alles, was wir über unsere Vorfahren in jener fernen Vergangenheit wissen, verdanken wir dem Fleiß und der Sorgfalt der Männer, die mit nimmermüder Begeisterung den Boden unserer Heimat nach den Spuren der Vorzeit durchforscht haben. Diese Arbeit geht immer weiter, und jeder Volksgenosse kann dabei Hilfe leisten, aber auch durch Unverstand unersetzlichen Schaden anrichten.

Ein Bauer pflügt ein Ackerstück; der Pflug greift tiefer als gewöhnlich. Da reißt die Pflugschar einen Gegenstand aus der Tiefe hoch; da er mit Moorerde bedeckt ist, wirft der Mann die „alte Klamotte" beiseite, ja schlägt noch darauf ein. Nach einigen Tagen stößt er beim Eggen wieder darauf; der Regen hat inzwischen die Erde abgewaschen. Der Bauer liefert nun das Stück dem Lehrer ab, und es stellt sich heraus, daß es eine kostbar verzierte Dose aus Bronze ist, die eine Germanenfrau einst am Gürtel getragen hatte.

Von den „Hünengräbern" Norddeutschlands sind Hunderte in früheren Jahrhunderten von „Schatzgräbern" ausgeraubt worden; die Steinblöcke wurden zerschlagen und zum Straßen- und Häuserbau verwendet. Höchstens ein Zehntel des einst Vorhandenen ist heute noch teilweise erhalten.

Ein Gesetz verbietet jetzt solche sinnlose Zerstörung; jeder Fund muß gemeldet werden, damit geschulte Männer ihn untersuchen. Denn aus kleinsten Einzelheiten kann man wichtige Schlüsse ziehen. Da deuten einige dunkle Flecke am Boden darauf hin, daß hier einst eingerammte Pfosten vermorscht sind; daraus kann man den Grundriß des Hauses, ja oft die Anlage eines ganzen Dorfes erschließen. Stand das Dorf auf Moorboden, der auch Holz nicht verwesen läßt, so finden sich wohl darüber noch Reste vom Sparrenwerk des zusammengestürzten Daches; daraus ergibt sich dessen Bauart. Falls das Haus früher abgebrannt ist, finden sich hartgebrannte Brocken vom Lehmbewurf der Wände; sie deuten auf deren Bauart hin. In solchem Falle muß der Boden sorgsam Schicht für Schicht abgetragen werden; oft kommt es vor, daß unter dem ersten Haus noch die Spuren einer älteren Siedlung liegen. Holz, das sich im Moor erhalten hat, zerfällt rasch, sobald es an der Luft trocknet; deswegen mußten z. B. die Einbäume von der Wasserburg Buchau in einem eigens dazu angefertigten Gestell herausgehoben und dann wochenlang mit Öl getränkt werden, um sie in dem alten Zustand zu bewahren. Stößt man auf eine Urne, so wird zuletzt mit Löffeln und Pinseln alles Erdreich davon entfernt, um sie in ihrer ursprünglichen Gestalt unbeschädigt zu erhalten. Oft kann man die Lage einer früheren Siedlung nur ungefähr vermuten; dann muß im Herbst, wenn im Regen die emporgepflügten nassen Feuersteine sich vom Untergrund abheben, Acker für Acker nach solchen Werkzeugsplittern abgesucht werden, bis man eine Stelle findet, wo sie sich häufen und wo dann ein vorsichtiges Graben weitere Funde zutage fördert. In einem Dorfe Dithmarschens suchen die Schulkinder jedes Jahr die Acker ihrer Heimat ab und bringen immer aufs neue ganze Säcke von Fundstücken mit heim. Für jedes Stück aber muß der Fundort genau festgelegt werden, sonst bleibt es wertlos.

So formt sich aus unzähliger Kleinarbeit das leuchtende Bild, das wir schon jetzt von unserer deutschen Vorzeit haben.

5. Kapitel. Bei unseren Vorfahren zur Römerzeit.

1. Im germanischen Dorfe.

Im Grenzwald

Ein Wanderer arbeitet sich mühsam auf verwachsenem Pfade durch den wilden Grenzwald.[1] Unheimlich ist's hier. Wer weiß, ob aus dem

[1] Das Wandern in jener Zeit spiegelt die Redensart wider: Einen Weg einschlagen.

Dickicht nicht plötzlich mit gellendem Gelächter ein Waldgeist hervorbricht und ihn ins Moor hetzt! In der Hand trägt der Fremde einen Spieß mit eiserner Spitze und unter seinem wollenen Umhang ein Schwert; sein Gürtel ist mit glänzender Bronze beschlagen. Eine große Gewandspange hält den Mantel zusammen.

Endlich wird der Wald lichter. Der Mann tritt auf die freie Heide hinaus; in der Ferne liegt ein Dorf, von einem Balkenzaun umgeben. Plötzlich zerreißt der brüllende Ton eines Hornes die Stille. Ein Wächter galoppiert heran. „Führe mich zu eurem Häuptling!" bittet der Wanderer. „Wie heißt das Dorf?" „Zu den Baldungen."[1]

Felder und Wiesen

Prüfend überschaut der Fremde die zahlreichen kleinen, doch zähen Rinder, Schafe und Ziegen, die auf der Gemeindeweide und im lichten Gemeindewald grasen. „Drüben im Eichenwald", erzählt der Wächter, „mästen sich die Schweine". Nun kommen sie an den Feldern vorbei. Das junge Korn steht gut; denn Donar hat alles Unheil von der Saat ferngehalten, und Segen spendend ist die Roggenmuhme in stiller Nacht durch die Felder gewandelt. Mit dem Räderpflug mit breiter, eiserner Pflugschar, die den Boden nicht bloß ritzt, sondern die Schollen umlegt, haben die Bauern im Frühling das Land tief gepflügt. Voller Stolz erzählt der Fremde, der auch das reiche Römerland fern im Süden kennt, daß sie selbst dort einen so brauchbaren Pflug nicht haben.[2] Das Ackerland ist in so viele schmale, lange Streifen zerlegt, als es im Dorf Gehöfte gibt. An dieser Stelle haben alle Bauern Sommerkorn gebaut; auf der Feldergruppe (dem „Gewann") jenseit des Dorfes, wo ebenfalls jeder Bauer seinen Anteil besitzt, Winterkorn, und das dritte Gewann liegt augenblicklich als Gemeindeweide brach, damit es sich erholt und nächstes Jahr wieder unter den Pflug genommen werden kann. So wechselt die Bestellungsweise Jahr für Jahr (Dreifelderwirtschaft). Für jeden Bauern ist es Ehrensache, mit den Arbeiten auf seinem Anteil im Gewann hinter den übrigen Dorfgenossen nicht zurückzustehen. Jede Bauernfamilie hat ihr gesichertes Auskommen auf ihrer „Hufe" (Hofstelle, Ackerland und Anteil an der Nutzung von Gemeindeweide, Wald und Wasser). Meist ist diese Hufe schon seit Jahrhunderten als heilig gehaltenes Erbgut im Besitz der Familie, und stolz und selbstbewußt fühlt sich jeder Bauer als freier Herr auf eigenem Grund und Boden.

Der Wächter führt den Fremden ins Dorf. Unregelmäßig verstreut

---

[1] Deutsche Ortsnamen aus der alten Zeit enden auf —a, —ach, —au (Wasser), —lar (Ort), —ing (Wiese), —wangen (Tal), —leben (Besitztum), —büttel (Bauernstelle), —beuren (Wohnung).

[2] Auch die Seife und die Butter haben die Römer erst bei den Germanen kennengelernt.

liegen die einzelnen Höfe (Haufendorf), wie schon vor Jahrtausenden in der Indogermanenzeit. Hier ist die Schmiede, neben den Hämmern lehnen Pflug und Hacke. Etliche Häuser, in denen die Adelbauern (Edelinge) wohnen, machen einen stattlicheren Eindruck als die übrigen. Vor einem dieser Edelingshöfe bleibt der Wächter mit dem Fremden stehen; hier wohnt der Gauhäuptling; über dem buntbemalten Giebel ragen zwei geschnitzte Pferdeköpfe empor.[1] Hühner und Gänse lärmen im Hofe. „Ein guter kleiner Hausgeist muß unter dem Dache sitzen und das Gehöft beschützen", denkt der Fremde. Bescheiden setzt er sich auf die von einem blühenden Holunderbusch beschattete Bank neben dem Eingang, um des Hausherrn Heimkehr zu erwarten. Das Dorf

Lautes Geschrei hallt vom Walde her; die Männer kommen von der Jagd zurück. Junge Burschen tragen einen erlegten Bären auf einigen zusammengebundenen Ästen hinter ihnen her. Prachtvoll war der aufregende Kampf gegen den wütenden Meister Petz. Eine gute Schule ist diese Jagd für den Krieger; eiserne Nerven, blitzschneller Entschluß, Kraft und Gewandtheit gehören dazu, den Bären und Auerochsen, den Luchs, den Eber oder Elch nur mit dem Speer in der Faust anzugehen. Die Jagd

Der Häuptling begrüßt den Fremden und führt ihn in sein Haus. Ehrfurchtsvoll begrüßt dieser die Herrin, die am heiligen Herdfeuer sitzt und spinnt. Der Wirt bietet dem Wanderer den Platz neben dem Herd an und reicht ihm Salz und Brot. Heilig ist das Gastrecht, man muß es ehren. Gastrecht

Allmählich füllt sich die Halle mit den Gefolgsmannen des Häuptlings, Jünglingen des Gaues, die nicht mehr mit ihren Vätern, Brüdern, Vatersbrüdern und Vettern, ihrer Sippe, zusammenleben, sondern mit dem Gefolgsherrn. Reicher Gold- und Bronzeschmuck glänzt ihnen an Armen und Brust; der „milde" Herr hat ihn aus seinem Hort gespendet, den er aus Beutestücken und freiwilligen Geschenken der Gaubewohner angesammelt hat. Die Jünglinge wollen Waffenkunst in dem Gefolge lernen und Kriegsruhm gewinnen; sie haben ihrem Führer Treue geschworen bis in den Tod; untilgbare Schmach wäre es jedem, den Führer im Kampfe zu überleben. Gefolgschaft

Die Männer haben sich auf den Bänken rings an den Wänden niedergelassen. Vom Hochsitz an dem einen Langende der Halle überschaut der Führer seine Getreuen. Kunstvolle Schnitzerei bedeckt die Lehne des Hochsitzes und die hochragenden Pfosten, die das Dachgebälk tragen, in das man offen hineinblickt. Es gibt heute Bärenschinken zum Mahl, aus kunstvoll beschlagenen Auerochsenhörnern trinken sie Honigmet und schäumendes Bier. Da, die lauten Rufe verstummen! Aller Augen richten sich Das Festmahl

[1] Bei Oerlinghausen im Teutoburger Wald und in Lübeck sind in Freilichtmuseen germanische Bauernhäuser jener Zeit mit ihrer Einrichtung zu sehen.

auf den alten Mann, dem ein Knabe eine Harfe in den Arm legt. Halb singend, halb sprechend, trägt der Sänger ein wildes Lied von der letzten Schlacht vor. Alle lauschen mit blitzenden Augen; er singt, wie der Schlachtgesang leise anhub und, in die hohlen Schilde gesungen, immer gewaltiger anschwoll, wie die Stierhörner brüllten und die Tapferen mit nacktem Oberkörper in keilförmiger Aufstellung ungedeckt in den Feind fuhren, die Edlen an der Spitze.[1]

Das Lied verklingt; wildes Beifallsgeschrei durchdröhnt die Halle. Bis tief in die Nacht hinein dauert das Fest, und der Tag ist nicht mehr fern, als auf Fellen sich die Mannen in der Halle zum Schlaf lagern.

2. Auf der Gauversammlung.

Ein Schreckensruf flog von Hof zu Hof: „Mord! Ingo ist von seinem Nachbarn Siegmar im Streit erstochen worden!“ Besorgt redet der Häuptling zu den älteren Bauern: „Wir müssen versuchen, Ingos
Blutrache Sippe von der Blutrache abzubringen. Sonst geht es wieder so wie mit den Wülfingen und den Hartungen, die sich gegenseitig bis auf zwei erschlugen. Die Sache muß vor dem Gauthing friedlich beigelegt werden.“

Die gekränkte Sippe hatte sich mit den Vorschlägen des Häuptlings nach langem Zaudern einverstanden erklärt; mit allen Genossen stieg er zu der Linde auf dem Hügel empor. Pflöcke aus Haselholz wurden ringsum in den Boden geschlagen; mit roten Schnüren wurde der Gerichtsplatz abgegrenzt. Der Häuptling hängte seinen Schild an den Baum,
Die Anklage setzte sich auf den Richterstuhl und gebot Stillschweigen. Ingos Bruder trat mit Schild und Speer in den Kreis der freien Männer; neben ihm lag der Tote. Der Kläger erhob das Klagegeschrei: „Wehe rufe ich über Siegmar! Auf Leib und Leben klage ich, auf Hals und Hand. Sprich, hast du meinen Bruder erschlagen?“

Siegmar verweigerte die Antwort. Der Kläger sprach, den Stab des
Der Eid Richters berührend, die ihm vorgesprochenen Worte des Eides nach: „Bei Speeres Schaft und bei Schildes Rand, bei Rosses Bug und bei Schwertes Schärfe: ich weiß es, er ist der Mörder.“ Zwölf seiner Sippengenossen traten als Eideshelfer heran und schworen, sie seien überzeugt, daß der Eid rein und nicht „mein“ sei. Dann fragte der Richter
Das Urteil einige der Bauern um ihren Rat und „fand“ das Urteil: „Durch den Eid des Klägers und seiner Sippe ist die Tat erwiesen. Der Täter soll den Verwandten des Toten ein Wergeld (Strafgeld) von 100 Rindern bezahlen.“ Zustimmend schlug der „Umstand“ (die Gerichtsgemeinde) die Waffen aneinander. Der Häuptling verkündete feierlich das Urteil.

[1] Viele germanische Namen deuten auf Kampf und Streit: Ludwig (Ruhmeskampf), Siegfried, Gerhard (hart mit dem Speer), Günter (Kriegsspeer), Hildebrand (Kampfschwert), Hartwig, Gertrud (Speertraute), Kriemhild (Helmkämpferin), Hedwig (Kriegskampf).

Nun war es rechtskräftig. Aber so viel Vieh besaß der Verurteilte nicht; da erboten sich seine Sippengenossen, mit ihrem Besitz für ihn einzutreten. Friede wurde zwischen beiden Sippen geschlossen. Sie schworen: „Wir wollen alle Dinge teilen miteinander wie Freunde und nicht wie Feinde; wer das bricht, soll wie der wilde Wolf, der Waldgänger, fern von den Menschen leben, sippenlos, rechtlos, heimatlos; sein Weib soll eine Witwe sein, seine Kinder Waisen; niemand soll ihm Unterkunft oder Speise gewähren." Der Sippenfriede

3. Das Volksthing.

Eifrig schossen die Jungmannen des Dorfes mit ihren Speeren nach einem Lindenschild. Die älteren umdrängten fragend einen alten Krieger, der ihnen zuschaute. „Meinst du nicht, daß wir bis zum nächsten Frühling, wenn das Volksthing zusammentritt, für würdig befunden werden, Waffen zu tragen?" Er nickte ihnen ermutigend zu.

Im germanischen Wald

Der Frühling war gekommen, der Mond rundete sich zur Scheibe. Da machten sich die Bauern aller Gaue der Cherusker nach dem heiligen Götterwalde auf, der Thingstätte der Völkerschaft. Sie kamen an ein paar gewaltigen vom Sturm entwurzelten Eiben vorbei. „Hier ist im vorigen Herbst Wodan, der Schimmelreiter, mit seiner wilden Schar durch die Luft gebraust," sagte der eine. Es rauschte und brauste in den alten Buchenwipfeln. Das ergriff die Männer mächtig; keiner hätte gewagt, ein lautes Wort zu reden; schweigend und in Ehrfurcht fühlten sie das Walten des Göttlichen. So kamen sie zu der kreisrunden, von Steinen eingefaßten Thingstätte in der Nähe der Fluchtburg (Ringwall), wo schon viele Volksgenossen auf sie warteten.[1]

Eröffnung der Volksgemeinde

Als alle zur Stelle waren, fragte der älteste der Gauhäuptlinge, ob es rechter Ort und rechte Zeit sei, zu hegen gerechtes Thing. Die Häuptlinge antworteten: „Zeit und Ort sind recht." „So gebiete ich Lust (Schweigen) und verbiete Unlust," sprach der Vorsitzende. Wer nun die Waffe zückte, verfiel der Rache des Himmels- und Kriegsgottes Tiu, des Schützers des Things. Ein weißes Roß wurde herangeführt; seine Mähne war mit Blumen und Bändern durchflochten. Uralte Götterlieder ertönten zum Klange der Luren; betend hob der Häuptling die Arme zu Tiu empor. Dann durchschnitt er die Kehle des Tieres. Das Blut strömte auf den ausgehöhlten Opferstein; das Fleisch wurde zum Opfermahle gebraten. Aus dem Braukessel schöpften die Männer Met und gedachten beim Trinken des hohen Gottes. Das Opfer

Heerschau

In Gau- und Sippenverbänden waren alle bewaffnet ange-

[1] Germanische Fluchtburgen und Thingstätten mit Opfersteinen sind noch vielfach in Deutschland zu erkennen. Sie heißen im Volksmunde Burgwall, Heidenburg, Römerschanze, Schwedenschanze.

treten; musternd schritten die Führer durch die Reihen der wehrhaften Bauern. Dann wurden die heranwachsenden Jünglinge vor den vorsitzenden Häuptling geführt. Er reichte ihnen Schild und Speer, auf die er Siegrunen und das Zeichen der siegenden Sonne, das Hakenkreuz, geritzt hatte. „Tragt sie mit Ehren," sagte er. „Ehrlos ist, wer aus der Schlacht ohne Schild heimkehrt. Selig, wer im Kampfgewühl für sein Volk fällt, die Todeswunde vorn auf der Brust. Es sterben alle Menschen, alle Sippen; aber eines lebt ewig: des Toten Tatenruhm."

Beschluß des Kriegszugs

Der Häuptling gebot von neuem Stillschweigen. „Die Marsen sind in unsere Grenzdörfer eingebrochen und haben das Vieh geraubt. Auf zum Schutze des Friedens der Heimat und des Segens der Felder!" Zustimmendes Waffenklirren, brausender Jubel ertönte. Mit hallendem Zuruf wählte die Volksgemeinde den einen der Häuptlinge für den Feldzug zum Führer, zum Herzog; vier Männer hielten einen Schild hoch, und der Erkorene sprang hinauf. Unverbrüchliche Treue gelobten sie ihm; aufopfernde Treue und Hingabe im Dienste des Volkes gelobte der Führer.

Herzogswahl

Der Führer bei der Seherin

Dann kehrten die Männer in ihre Dörfer zurück, um sich zum Kriegszuge zu rüsten. Der Herzog aber ging, ehe sie aufbrachen, noch einmal zur Seherin, die einsam im heiligen Hain in einem Turm hauste. Auf weiße Buchenstäbchen ritzte sie Schicksalsrunen, schüttelte die Lose auf einem Tuch durcheinander, prüfte aufmerksam ihre Lage und verkündete schließlich dem ehrfürchtig Lauschenden Sieg und Gelingen.

4. Midgard und Utgard.

Entstehung der Welt

Einst war eine Zeit, da war weder Land noch Meer, weder Erde noch Himmel, nur gähnender Abgrund. Nebelheim lag im Norden, eisig und dunkel; Muspelheim, die Feuerwelt, lohte flammend im Süden. Funken flogen über den Abgrund aufs Eis, daß es schmolz. Feuchtigkeit tropfte herunter; daraus entstand der Urriese Ymir. Plump war er und zottig, brüllte und soff das Wasser, das von Nebelheim niederstürzte. Einst, da er schlief, wuchsen ihm Söhne und Töchter unter den Achselhöhlen hervor, und bald wimmelte der Abgrund von scheußlichen, tobenden Riesen. Weiter taute das Eis. Ein Kopf, Schultern und Arme kamen zum Vorschein, und bald sprang Bur, der erste Gott, ans Licht. Sein Sohn war Odin; Wodan heißt er in Deutschland. Zornig blickte Odin in das wüste Gewühl der Riesen. Er schleuderte seinen Speer auf Ymir und tötete den Unhold. Aus seinem Leibe schuf er die Welt: die Hirnschale wurde zum Himmel, das Fleisch zur Erde, das Blut zum Meer. In der Mitte lag Midgard, das fruchtbare Land. Rundum türmte Odin einen schirmenden Wall. Draußen lag wüstes Fel-

sengebirge und unendliches Meer. Das war Utgard. Hier tobten die Riesen und Unholde; im Meer hauste die Midgardschlange. In Midgard schuf Odin aus zwei Bäumen die ersten Menschen. Sie bauten die Felder, und Odin gab ihnen Gesetz, Sitte und Ordnung.

Die Weltesche. Die Nornen

Ein Baum wuchs auf, riesenhaft; seine Wurzeln senkten sich in die tiefste Unterwelt, sein Wipfel rauschte über den Sternen. Das ist die Weltesche. An ihrem Fuß sitzen drei Frauen, die Schicksalsschwestern, die Nornen. Urd heißt die erste, Vergangenheit, Werdandi die zweite, Gegenwart, Skuld die dritte, Zukunft. Sie weben den Göttern und Menschen unabänderlich ihr Schicksal.

Walhall

Odins Frau war Frigg, die Himmelskönigin. Viele Söhne und Töchter hatte er mit ihr. Das waren die Asen, die Götter. Sie bauten sich eine herrliche Burg: Asgard, Asenheim. Von allen Hallen Asgards ist Odins Haus, Walhall, die herrlichste. Von Schilden schimmert Walhalls Dach, über dem Giebel kreuzen sich Speere. Hier steht Allvaters Hochsitz; von hier überschaut er alle Welten. Zwei Raben sitzen auf seinen Schultern; täglich fliegen sie aus und bringen Kunde von allem, was geschieht.

Riesen und Unholde

Aus wüster Unordnung hat Odin die Welt geschaffen. Aber nur im ewigen Kampfe erhält sich die Ordnung und das Gute. Eisriesen, Sturmriesen, Wasserriesen, Feuerriesen hassen Götter und Menschen und suchen unablässig ihr Werk zu zerstören. Die Midgardschlange peitscht die Sturmflut gegen die schützenden Deiche. Ein entsetzlicher Wolf lebt, der Fenriswolf. Ihn haben die Götter mit List gefesselt. Aber einst wird die Fessel zerreißen, und der Unhold wird frei.

Thor (Donar)

Odins treuester Helfer ist sein tapferer Sohn Thor; Donar nennen ihn die Deutschen. Thor ist der Gott der Bauern. Ihn lieben und ehren sie unter allen Göttern am meisten. Und Thor ist auf der Wacht gegen die Unholde. Dunkles Gewölk ballt sich vor ihm, wenn er zum Kampfe ins Riesenland fährt. Zwei schwarzzottige Ziegenböcke ziehen seinen Wagen; wie Knistern der Blitze klingt ihr Zähneknirschen. Wie Donnerkrachen dröhnt Thors Kampfruf, Funken zucken aus seinem roten Bart, und zermalmend schmettert sein Blitzhammer auf die Riesenschädel nieder. Und wenn der Kampf zu Ende ist und die Eis- und Sturmriesen entflohen sind, da rauscht segnend die Regenflut herab auf die Felder. Zahllose Geschichten erzählen die Bauern von Thor: wie er dem Riesenkönig Thrym seinen gestohlenen Hammer wieder ablistete, wie er mit dem Eisriesen Hymir auf Fischfang ausfuhr und die Midgardschlange an seinen Köder biß, wie er bei dem Riesenkönig Utgardloki furchtbare Proben seiner Stärke ablegte. Den Donnerer haben sich die meisten Bauern zu ihrem Vertrauten gewählt, die Kriegsführer und Edelinge dagegen Odin. Es ist nicht so, daß jeder Germane zu vielerlei Göttern betete; einen einzigen hat sich jeder auserkoren als

Freund und Helfer, auf dessen Hilfe er baut und dem er dankt für seine Güte.

Kampf des Guten gegen das Böse

So schützen die Götter die schaffende Arbeit der Menschen in Midgard gegen die Unholde aus Utgard, und alle guten und tüchtigen Menschen kämpfen in diesem Kampfe mit. Viele Lieder künden ja von dem sonnigen, lachenden Helden Siegfried, der den Drachen erschlug. Aber immer härter wird der Kampf, immer gefährlicher wird das Schlechte. Ist doch auch der arglos vertrauende Siegfried heimtückisch gemeuchelt worden. Und so fiel auch Balder, der strahlende Gott des Lichtes und des Frühlings, dem Bösen zum Opfer. Der lügenhafte, schlaue Loki beschwatzte den blinden Hödur, den Todesspeer gegen Balder zu schleudern. Schritt für Schritt sieht Odin das Ende nahen; er weiß, daß er es nicht abwenden kann. Aber mannhaft blickt er der Wahrheit ins Auge, auch wenn sie furchtbar ist. Als unbekannter Wanderer durchschweift er alle Welten, im blauen Mantel und Schlapphut; bis in die Schrecken der Unterwelt dringt er, zu Zauberfrauen und uralten Zwergen und Riesen, und sucht und fragt und forscht nach der Wahrheit, nach dem letzten und tiefsten Wissen. Ein Auge hat Allvater nur noch, seit er das andere dem Zwerg Mimir geopfert, um ihn zum Reden zu bringen. Seitdem weiß er: einst kommt der Sturz der Götter. Aber stolz und aufrecht geht er dem Ende entgegen; Götter und Helden sterben nicht feige und ehrlos.

Götterdämmerung

Es kommt eine Zeit, da mordet der Bruder den Bruder; drei furchtbare Winter folgen einander, zwischen die kein Sommer tritt. Zwei Wölfe verschlingen Sonne und Mond; ins Dunkel sinkt die Welt. Die Sterne stürzen vom Himmel, die Erde bebt, Berge ächzen, zitternd fliehen die Zwerge aus ihren Höhlen. Von Osten fährt das Totenschiff heran; Loki sitzt am Steuer. Von Süden donnert der Hufschlag der Feuerriesen über die Regenbogenbrücke nach Asgard empor. Der Fenriswolf reißt sich los, die Midgardschlange wälzt sich heran. Zum letzten großen Kampfe sammelt Odin alle Götter und Menschen. An ihrer Spitze sprengt er im Adlerhelm, den Speer schwingend, gegen die Unholde. Der Wolf verschlingt Allvater. Thor zerschmettert der Midgardschlange den Kopf; aber von ihrem Gifthauch getroffen, stürzt er tot zu Boden. Alle Götter, alle Helden fallen. Die Weltesche prasselt in Flammen auf. In Wüste, Öde und Finsternis versinkt Midgard. Aber endlich, endlich blitzt doch aus dem Dunkel wieder ein Lichtstrahl auf, eine neue, bessere Welt hebt sich aus dem Wüsten empor, neue Götter, neue Menschen leben und schaffen auf ihr.

So künden germanische Seher und Sänger vom Schicksal der Welt. Und nach dem Vorbild ihrer Götter haben die Germanen gelebt. Als die Nibelungen zu Etzel ziehen, da weiß Hagen genau, daß keiner am Leben

bleiben wird. Aber er denkt nicht an Flucht, er klagt nicht, ihn packt nicht Verzweiflung. Ruhig und stolz geht er aufrecht dem Schicksal entgegen, und das Beispiel des Führers gibt allen Burgunden Heldenmut. So sind unzählige Germanen gestorben im Dienste ihres Volkes, stumm und stolz. Im Kampfe gegen die tückischen Utgardmächte, im Kampfe für das Aufbauwerk in Midgard stehen wir ja heute noch. Unerbittlich hart ist das Schicksal der Geschichte, furchtbar oft die Macht der Lüge, des Hasses, des Bösen. Aber stärker als alles sind Heldentum, Wahrhaftigkeit, Treue und Ehre.[1]

6. Kapitel. Römerkämpfe und Wanderzüge (Großgermanische Zeit).

1. Die Kimbern und Teutonen (113—101 v. Chr.).

Auszug

Über die Halbinsel Jütland heulte der Nordwest. Die grauen Wogen der Nordsee brandeten über die Stätte, wo vor wenigen Stunden noch schweres Marschenvieh auf saftigen Wiesen geweidet hatte. Auf den Hügeln der Geest arbeiteten große blonde Gestalten. Germanen waren es aus den Stämmen der Kimbern und Teutonen. Landnot trieb einen Teil des kinderreichen Bauernvolkes in die Fremde. Aus den Häusern schleppten sie Truhen, die heiligen Herdkessel und die vom Alter gebräunten heiligen Hochsitzpfeiler und luden alles auf schwere Planwagen. Zuletzt kletterten Frauen und Kinder hinauf.

Ein langer, langer Zug bildete sich. Erst kamen Reiter in Pelzmänteln mit Spießen in der Hand, dann ein paar Wagen, dann eine Herde Rinder; und wenn man dachte, der Zug sei zu Ende, sah man in der Ferne schon wieder neue Wagen heranholpern. Ein paar Tage hätte dort ein Mensch stehen können, ehe das alles an ihm vorübergekommen wäre. So zogen die Kimbern und Teutonen nach dem Süden, dem warmen, sonnigen Lande zu, von dem ihnen ein Sänger erzählt hatte.

Auf der Wanderschaft

Die kleinen Kinder wurden im Laufe der Jahre Männer und Frauen, und immer noch waren die Germanen ohne Heimat. Durch meilenweite Wälder arbeiteten sie sich mit Axt und Spaten vorwärts. An den Flüssen mußten sie tagelang nach einer Furt suchen, und oft stemmten sich beim Durchzug durch das Flußbett die Männer mit ihren Lindenschilden in langer Kette gegen das reißende Wasser und hemmten die Strömung. Viele germanische Bruderstämme lernten sie kennen; manche zeigten ihnen den Weg, gaben ihnen zu essen oder behielten sie während des

[1] Vorstellungen des germanischen Götterglaubens leben in heutigen Märchen, Namen (Wochentage, Donnersberg, Godesberg), Redensarten (unter den Hammer kommen), Bräuchen (Ostereier, Pferdeköpfe an Häusern), Kinderliedern (Ziehe durch, ziehe durch, durch die goldne Brücke) weiter. Ausführlicher erzählt vom germanischen Götterglauben Leopold Weber: Asgard. (2,60 M. Thienemann.)

Winters bei sich; bei anderen mußten sie den Durchzug erkämpfen. Mehrmals bauten sie Häuser, säten und ernteten und zogen dann doch wieder weiter.

Zusammenstoß mit den Römern

Bis an die Alpen waren sie gekommen. Dort trafen sie auf dunkelhaarige Männer, kleiner und zierlicher als sie selbst, von bräunlicher Hautfarbe. Das waren Römer, die Herren aller Mittelmeerländer. Vergessen war längst, daß einst vor Jahrtausenden Germanen und Römer ein Volk gewesen waren; verloren hatten die Römer unter der Glut der südlichen Sonne und durch die Vermischung mit südlichen Menschenrassen ihr einstiges nordisches Aussehen. Aber der Sinn der Germanen stand nicht nach Kampf und Streit, sondern nach Siedlungsland und neuer Heimat. Sie baten um Saatkorn und Land, wo sie als Freunde der Römer leben könnten. Volk ohne Raum, uraltes germanisches Schicksal! Schwert und Pflug, uralte Sinnbilder germanischen Wesens! Der römische General tat freundlich gegen sie, um sie in einen Hinterhalt zu locken und heimtückisch zu überfallen. Das gelang ihm schlecht; in wildem Zorn über das getäuschte Vertrauen hieben die Germanen in unwiderstehlichem Ansturm das ganze römische Heer zusammen.

Untergang

Nach jahrelangen Zügen kreuz und quer durch Frankreich trennten sich die Kimbern von den Teutonen, um auf verschiedenen Wegen in Italien einzubrechen. Da gelang es einem römischen Feldherrn, erst die Teutonen zu vernichten und sich dann mit seiner ganzen Macht gegen die Kimbern zu wenden. In Oberitalien erreichte er sie. Vor der Schlacht forderte ihn der Kimbernkönig, berühmt durch den Königssprung über sechs Rosse, zum Zweikampfe heraus. Der Römer lachte höhnisch darüber. Da bat ihn der Germane, Tag und Ort der Schlacht zu bestimmen. Der Römer wählte beides mit klugem Bedacht so, daß die Sonne den Gegnern in die Augen schien. Mit brausendem Schlachtruf stürmten

101 v. Chr.

Tausende von germanischen Reitern heran, mit hellleuchtenden, weißen Schilden; hinter ihnen rückte, dicht geschlossen, das Fußvolk heran. Ein erbitterter Kampf entbrannte; ohne sich zu decken, stürmten die Germanen immer von neuem vor, geschickt schützten sich die Römer mit ihren Schilden. Endlich erlagen die Kimbern der ungewohnten Glut der südlichen Sonne; die wenigen noch Überlebenden wichen zu ihrer Wagenburg zurück. Als die Frauen sahen, daß alles verloren war, erwürgten sie ihre Kinder, um ihnen die Schmach der Sklaverei zu ersparen; sie selbst erhängten sich an den Deichseln, freiheitsstolz und ungebeugt bis in den Tod.

2. Armin, der Cherusker.

Die Römer in Deutschland

Volk um Volk rund um das Mittelmeer hatten die Römer im Laufe der Jahrhunderte sich unterworfen. In Frankreich hatten sie den Kelten nicht nur ihre Freiheit, sondern auch ihre Sprache geraubt. Und nun schien es, als solle es den Germanen genau so gehen. Über den freien Rhein waren römische Regimenter in Deutschland einmarschiert, und es dauerte nicht lange, da hielten sie alles Land bis zur Elbe unter ihrer Faust. An Rhein und Donau hatten sie befestigte Lager gebaut, Kastelle genannt (Köln, Mainz, Straßburg, Regensburg).[1] Wie von Zwingburgen beherrschten sie von dort aus das Land. Wenn irgendwo der Versuch eines Widerstandes sich regte, wurde das nächste Lager alarmiert; in Eilmärschen erschien eine römische Abteilung, raubte das Vieh, verbrannte die Dörfer und trieb Männer, Frauen und Kinder als Sklaven davon. Auf Rhein, Weser und Elbe ruderten römische Kriegsschiffe. Es war den Römern nicht allzu schwer gefallen, das Land zu erobern. Die Uneinigkeit der germanischen Stämme war ihr Verbündeter gewesen. Denn zu ihrem Unglück waren die Germanen nicht mehr einig wie einst in der Bronzezeit.

Aber im Volk gärte es. Römische Beamte drangen in die Scheunen und Ställe der Germanen und verlangten als Steuer Korn und Vieh. Mehr als ein Bauer weigerte sich empört, einem fremden Volke wie ein Sklave Tribut zu zahlen. Es kam vor, daß er schließlich wutentbrannt den Römer niederschlug. Soldaten schleppten ihn gefesselt vor Varus, den Statthalter des römischen Germanien. Varus hielt alsbald Gericht ab; dem Bauern half es nichts, daß er sich empört darauf berief, über freie Germanen habe niemand als sie selbst zu richten. Varus befragte Zeugen; hin und her wurde in der unverständlichen lateinischen Sprache verhandelt, hilflos stand der Gefangene dabei. Dann kam das Urteil: 25 Stockschläge. Verzweifelt bot der Bauer all sein Hab und Gut, um solcher unerhörten Schmach zu entgehen. Umsonst; der römische Büttel prügelte vor aller Augen den freien Germanen. Bald in diesem, bald in jenem Gau kam derartiges vor; Erbitterung fraß an den Herzen der Besten. Aber die Lage schien hoffnungslos gegenüber den wohlgeübten, ausgezeichnet bewaffneten Besatzungstruppen. Und das schlimmste war: viele Germanen, darunter zahlreiche Edelinge, hielten es mit den Römern. Sie bewunderten ihre Macht und ihre Klugheit und empfahlen als einzige Rettung, römische Sitten und römische Sprache anzunehmen, wie es die Kelten getan hatten. Sie verspotteten und verleumdeten alle, die sich nach der Freiheit zurücksehnten.

Deutschland schwebte in furchtbarster Gefahr. Was wäre aus unserm Volk geworden, wenn diese Römlinge recht behalten hätten! Aber noch

[1] Noch heute heißt die Stadt gegenüber von Mainz Kastel.

gab es andere Männer im Volke, fest entschlossen, sich nicht zu beugen. Und ihre Hoffnung und ihr Vertrauen war ein junger Edeling aus dem Stamme der Cherusker, Armin. In seiner Jugend war Armin selbst in Rom gewesen und hatte im römischen Heer gedient. Aber ihm hatten all der Reichtum und all der üppige Glanz dieser Weltstadt nicht den festen Sinn zu verrücken vermocht. Das süße, lockende Gift des südlich welschen Wesens, das so viele Herzen in seinem Volk irregemacht hatte, ihn verlockte es nicht. Wohl aber hatte er jede Gelegenheit benutzt, römische Verschlagenheit und Schlauheit kennenzulernen, um den Feind mit seinen eigenen Waffen zu schlagen. Nun sammelte der 27jährige heimlich im Lande um sich die Partei der Volkstreuen, schürte ihren Mut, riß die Verzagten mit sich fort und peitschte Zorn und Wut gegen die fremden Unterdrücker auf. Unermüdlich wanderte er auf heimlichen Waldpfaden von Stamm zu Stamm und beschwor die Häuptlinge, ihre Zwietracht und ihr ewiges Besserwissenwollen nur dies eine Mal zu vergessen. Und gleichzeitig gewann Armin sich das Vertrauen des Statthalters Varus, aß an dessen Tafel und ging als sein Freund und Berater bei ihm aus und ein.

Armins Jugend

Die Vorbereitung der Befreiung

In der Tiefe des Teutoburger Waldes, dort wo sechs germanische Völkerschaften aneinandergrenzen, lag, ihnen allen gemeinsam, ein Sonnenheiligtum, die heutigen Externsteine; und in der Nähe ihre Versammlungsstätte und Fluchtburg, die Teutoburg (Grotenburg), auf der heute das Denkmal Armins, des Befreiers, steht. Hier wurde der Bund des unterdrückten Volkes beschworen. Alle unterstellten sich der Führung des Einen. Und es geschah das Unerhörte, es fand sich ein Germane, sogar ein Edeling, Segest mit Namen, der Varus alles verriet. Seine Tochter Thusnelda war gegen ihres Vaters Willen die Gattin Armins geworden. Aber der Römer glaubte Segest nicht; hochmütig lachte er darüber, daß ein gutmütiger deutscher Tölpel, so nannte er Armin, es fertigbringen sollte, einem Römer die Treue zu brechen und sich gegen ihn zu verschwören.

Es war im Spätsommer des Jahres 9 n. Chr. Varus brach mit seinem Heer vom Sommerlager an der Westfälischen Pforte nach dem Kastell an der oberen Lippe auf. Aus allen Himmelsrichtungen zogen gleichzeitig heimlich die Bauernaufgebote der Stämme dem uralten Heiligtum zu, empfingen aus der Hand der Priester die geweihten alten Feldzeichen, Wodans Speer, Donars Steinhammer, und verschwanden im Dunkel der Waldberge, getreu den Weisungen ihres Führers Armin.

Die Freiheitsschlacht im Teutoburger Wald

Das Römerheer verlor in der Wildnis des Waldgebirges den Weg. Sümpfe sperrten den Weitermarsch. Eisiger Regen peitscht die Gesichter, Nebelwolken jagen über die Waldberge. Wodan hilft seinem Volke. Der

Fuß gleitet im aufgeweichten Lehmboden, versinkt im Schlamm. Vergebens schickt Varus nach Armin, der mit seinen Hilfstruppen die Nachhut bilden soll; seit dem Morgen sind alle Germanen wie vom Erdboden verschwunden. Plötzlich bricht aus einem Seitental ein Germanenhaufe hervor, stößt den römischen Marschkolonnen in die Seite und ist im Dickicht verschwunden, ehe der Römer ihn packen kann. Die Nacht bricht herein. Notdürftig wird ein Lager gebaut. Unheimlich tönen Eulenrufe aus dem Dunkel, die Signale der Germanen. Am nächsten Tage stehen die Römer endlich am Eingang der Schlucht, die in die Ebene der Lippe hinunterführt; in der Nähe ragt die Teutoburg. Die Schlucht ist von Armin gesperrt. Varus befiehlt den Sturmangriff, um den Durchbruch zu erzwingen. Aber immer dichter werden die Germanenhaufen, die von allen Höhen herunterstürmen; zwischen ihnen, ordnend, befehlend, jauchzend, den Speer schwingend, jagt auf weißleuchtendem Roß in Helm und Brünne Armin. Die letzten geordneten Reihen der Römer lösen sich auf, ein römischer Adlerträger wirft sich mit dem Feldzeichen in den Sumpf. Verzweifelt stößt Varus sich das Schwert in die Brust. **9 n. Chr.**

Germanien war befreit; deutsche Art, deutsche Sitte, die Reinheit des deutschen Bluts waren gerettet vor der Gefahr der Verwelschung, gerettet durch die Tat des ersten großen politischen Führers der deutschen Geschichte.

Deutschlands Zwietracht

Rom zitterte, ein neuer Kimbernschrecken drohte. Armin dachte nicht an Eroberungen; nur die Freiheit wollte er sichern, bis über den Rhein die Bedrücker zurückwerfen. Aber vergebens mahnte er auf dem Volksthing, den geschlossenen Bund nicht zerfallen zu lassen: „Seid einig, einig, einig, dann seid ihr unüberwindlich!“ Bald zischelte und wisperte es im Cheruskerlande: „Er ist zu mächtig, er will gar König werden.“ Erleichtert konnte Rom aufatmen: „Mit Waffen sind sie unüberwindlich; überlassen wir sie ihrer eigenen Zwietracht.“ Einst ritt Armin mit einigen Gefolgsleuten durch den Wald. Aus dem Dickicht brachen Bewaffnete: es waren seine eigenen Verwandten, die auf den herrlichen Helden neidisch waren und ihn erschlugen. So endete der Mann, der Deutschland von den Römern befreit hatte. Im Volke aber sang man noch lange Lieder von „Armin, dem Cherusker“.

Armins Ende

3. Die Westgoten.

Abwanderung der Goten aus Ostpreußen

Seit der Bronzezeit herrschten im Lande östlich der Oder die Germanen. Ihre Vorfahren waren einst aus Skandinavien auf ihren Flotten über die Ostsee herübergekommen. Ostpreußen gehörte den West- und Ostgoten, Posen den Burgunden, Schlesien den Wandalen. Die unendlichen Ebenen Polens und Südrußlands lockten die Goten in die

Ferne; immer größere Teile ihres Volkes zogen südostwärts davon und gründeten schließlich an der Nordküste des Schwarzen Meeres mächtige Reiche, östlich des Dnjepr die Ostgoten, westlich die Westgoten. Das ganze Schwarze und Ägäische Meer beherrschten sie von da aus mit ihren Kriegsschiffen, getreu der Überlieferung ihrer seegewohnten Ahnen, die die Ostsee einst zum germanischen Meer gemacht hatten. Keine Römerflotte vermochte ihnen standzuhalten.

Die in Ostpreußen daheimgebliebenen Goten

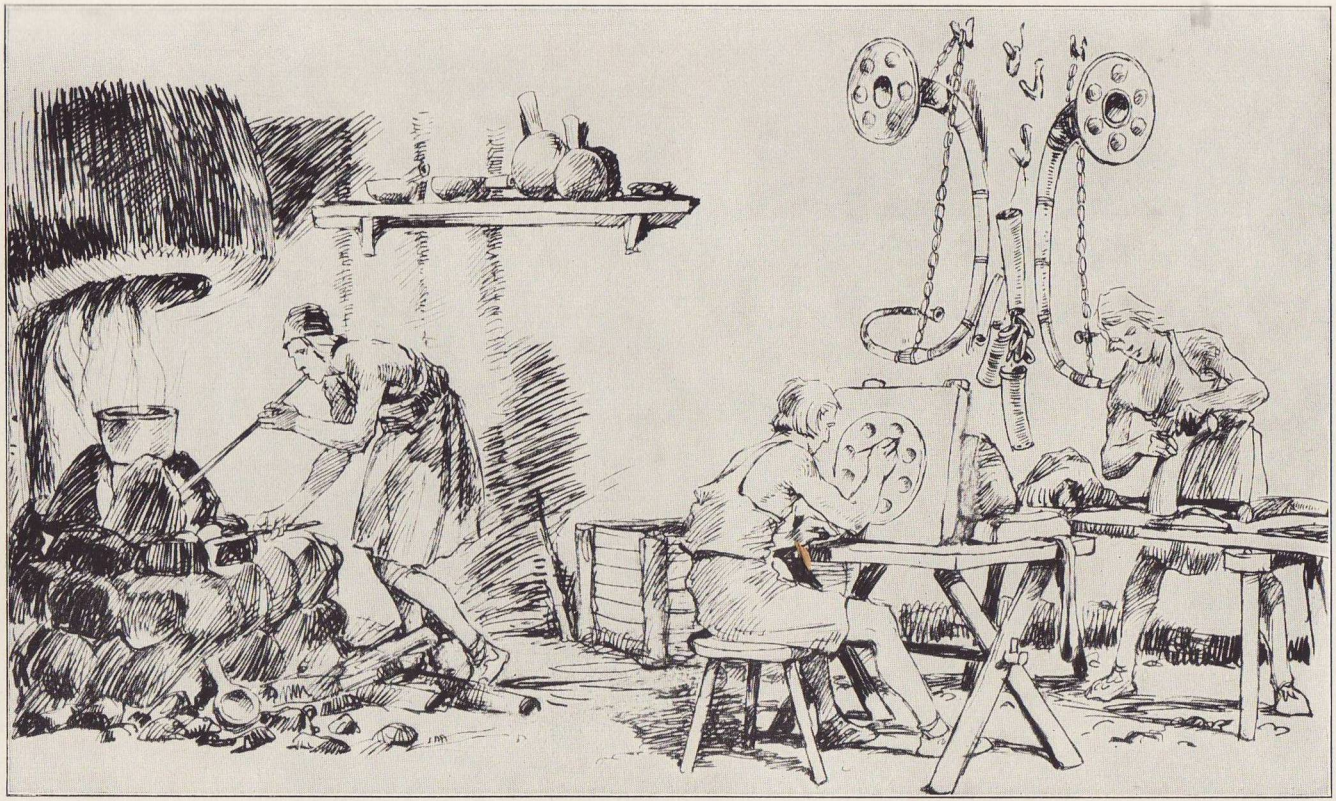
Aber noch jahrhundertelang behaupteten auf Samland und im Memelgebiet die „Restgoten", die „im Rest" zurückgebliebenen Teile des Volkes, ihre alte Heimat gegen die von Osten andringenden Pruzzen, bis sie endlich im Pruzzenvolke, wohl als seine führenden Adelsgeschlechter, aufgingen. So haben über ein halbes Jahrtausend in Ostpreußen Goten geherrscht, und an diesem unzerstörbaren Rassekern der Bevölkerung sind alle Slawenangriffe und Verslawungsversuche späterer Jahrhunderte zuschanden geworden.

Die Hunnen

Eines Tages langten im Gotenreiche am Schwarzen Meer Flüchtlinge aus dem Osten an mit dem Schreckensrufe: „Die Hunnen!" Und bald stiegen riesige Staubwolken auf, über die weite Ebene kam es herangebraust, zahllos wie Heuschreckenschwärme, und ein Pfeilregen prasselte auf jeden nieder, der sich zur Wehr setzen wollte. Und was für Kerle hockten auf den Pferden! Breitmäulig waren sie, plattnasig, scheußlich wie die Söhne von Hexen und Gespenstern. Mit ihren krummen Beinen saßen sie so fest auf den kleinen, struppigen Pferden, daß sie mitten im Galopp die Zügel loslassen und mit Pfeil und Bogen sicher zielen konnten. Aus den Steppen Innerasiens waren diese Barbarenhorden nach Westen gestürmt, ohne Widerstand zu finden, eine furchtbare Gefahr für Europa. Das ganze schwertgewaltige Ostgotenvolk unterwarf sich.

Die Westgoten im Bunde mit dem Kaiser von Konstantinopel

Der Hunnenstrom wälzte sich weiter nach Westen. Die Westgoten zogen nach Süden davon und baten die Römer, ihnen Siedlungsland anzuweisen und sie in ihr Reich aufzunehmen, wie es vor Jahrhunderten schon die Kimbern und Teutonen getan hatten. Schon mehrfach hatten die Goten als Bundesgenossen an römischen Feldzügen teilgenommen. Sie waren auch als erstes Germanenvolk zum Christentum bekehrt worden, und ihr oberster Priester, Bischof Wulfila, hatte die Bibel ins Gotische übersetzt. Auf Flößen und Kähnen kam nun das ganze Volk über die Donau. Der Kaiser in der großen Stadt Konstantinopel versprach den Goten Land und Verpflegung; dafür sollten sie ihm im Kriege helfen. Aber die habgierigen Beamten unterschlugen den größten Teil des Korns, das sie an die Goten verteilen sollten; anstatt ihnen Land anzuweisen, führten sie sie in die Wildnis und kauften den Hungernden gegen Hundefleisch alle ihre Habe ab. In zorniger Empörung über den Ver-



Lurenwerkstatt

Aus Lechler, 5000 Jahre Deutschland. Curt Kabitzsch Verlag Leipzig 1936

Germanische Schwertgriffe und Gürtelplatte* aus Bronze

* Aus Lechler, 5000 Jahre Deutschland. Curt Kabitzsch Verlag Leipzig 1936

tragsbruch wandten sich die Goten gegen den Kaiser und vernichteten ihn und sein Heer. Doch noch einmal wurde der Friede zwischen Goten und Römern wiederhergestellt.

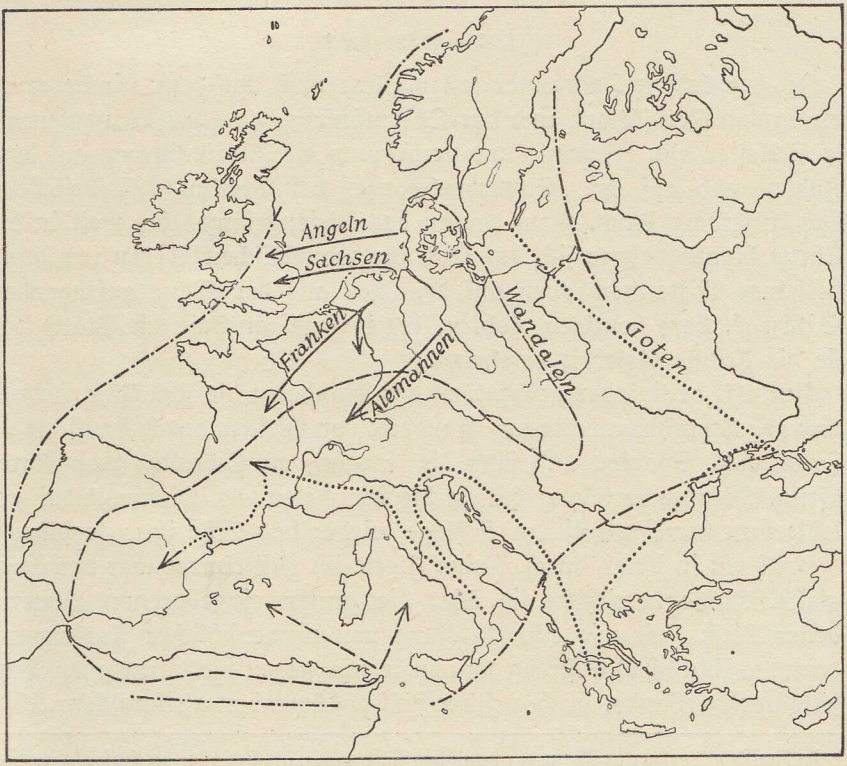
Alarich wird König

Etwa 20 Jahre nach dieser Schlacht war's, als auf dem Thing der kühne, zwanzigjährige Held Alarich zu seinem Volke redete. Als Kind hatte er den Donauübergang mitgemacht; Groll trug er im Herzen gegen den Kaiser. „Nicht länger sollt ihr freien Goten den Römern dienen," rief er; „ein eigenes Reich sollt ihr euch gewinnen, zu Sieg und Ruhm will ich euch in das sonnige Griechenland führen!" Jubelnd hoben die Goten den jungen Recken auf den Schild.

Die Westgoten in Italien

Jahrelang zog Alarich mit seinem Volke in Griechenland umher. Endlich wandte er sich nach Italien. Rom, die Hauptstadt des einst allmächtigen Weltreiches, mußte den siegreichen Germanen seine Tore öffnen. „Ganz Rom wird sicherlich ein Trümmerhaufen," so bangten die zitternden Bewohner. Während sie sich ängstlich versteckt hielten, hörten sie feierlichen Gesang. Neugierig wagten sie sich hervor, und was sahen sie? Die „Barbaren", wie sie in einem langen Zuge alle

410



Überflutung Europas durch die Germanen
— — — Zug der Wandalen. ····· Zug der Goten.
—·—·— Grenze der Germanenherrschaft um 500.

Kirchenschätze nach der Peterskirche trugen. Wer sich dem Zuge anschloß, dem tat kein Gote etwas zuleide.

Bis Unteritalien war Alarich gekommen. Er trug sich mit dem Plane, nach Afrika, der Kornkammer Roms, überzusetzen. Hier raffte ihn plötzlich ein tückisches Fieber hinweg.

Alarichs Tod

Allzufrüh und fern der Heimat mußten hier sie ihn begraben,
Während noch die Jugendlocken seine Schultern blond umgaben.
Und am Ufer des Busento reihten sie sich um die Wette;
Um die Strömung abzuleiten, gruben sie ein frisches Bette.
In der wogenleeren Höhlung wühlten sie empor die Erde,
Senkten tief hinein den Leichnam, mit der Rüstung, auf dem Pferde.
Abgelenkt zum zweiten Male, ward der Fluß herbeigezogen:
Mächtig in ihr altes Bette schäumten die Busentowogen.
Und es sang ein Chor von Männern: „Schlaf in deinen Heldenehren!
Keines Römers schnöde Habsucht soll dir je dein Grab versehren!“[1]

Alarichs Nachfolger führte sein Volk nach Südfrankreich. Dort und in Spanien gründeten die Westgoten endlich eine neue Heimat.

4. Die Wandalen.[2]

In den letzten Jahrhunderten v. Chr., noch vor dem Kimbernzug, drang von Nordjütland und der Odermündung aus das Wandalenvolk in Schlesien ein, erstürmte und verbrannte die Illyrierburgen auf dem Zobten und auf der „Schwedenschanze“ bei Breslau und besiedelte das fruchtbare Land. Vom Kamm des Riesengebirges bis weit in die Ebene hinaus dehnte sich der Gau der wandalischen Silingen, und in seiner Mitte, hoch oben auf dem steil aus der Ebene aufragenden Siling[3], dem heutigen Zobten, lag im heiligen Hain die Stätte, wo sie die höchste Gottheit verehrten.

Die Wandalen in Schlesien

Um 400 verließ der größte Teil der Wandalen die schlesische Heimat und zog davon, Hunderte und Hunderte von Meilen, durch Deutschland, Frankreich, Spanien und über die Straße von Gibraltar nach Nordafrika. Jahrhundertelang hatten die Wandalen als Binnenländer gelebt; nun brach mit einem Schlage wieder das Erbe ihrer seefahrenden Ahnen in ihnen durch. Keine Flotte im Mittelmeer war der ihren gleich. Milde herrschten sie über die armen eingeborenen Bauern, denen diese Zeit wie eine Erlösung von unmenschlicher Aussaugung vorkam. Rücksichtslos streng waren sie nur gegen die vornehmen Verschwörer im Lande. Hoch auf der steil abstürzenden afrikanischen Küste

Das Wandalenreich in Afrika

[1] In Neukölln bei Berlin ist ein germanisches Reitergrab, ähnlich dem im Busento, wieder aufgedeckt worden.

[2] Sprich Wándalen.

[3] Von Siling stammt der heutige Name Schlesien.

stand die Halle ihres großen Seekönigs Geiserich, geschmückt mit all den erbeuteten Feldzeichen und Waffen; weit blickte man von da übers blaue Mittelmeer. Doch rasch verweichlichte das harte Kriegsvolk fern von der Heimat, unter der Sonne Afrikas. Sie wohnten in prunkvollen Palästen zwischen Palmen und Rosen; sie kleideten sich in Seide und saßen in römischen Theatern. Da schien dem Kaiser von Konstantinopel der rechte Augenblick gekommen, Nordafrika, das einst zum Römischen Reiche gehört hatte, durch germanische Söldner zurückerobern zu lassen. Widerstandslos ergaben sich die meisten Wandalen. Ihr letzter König, Gelimer, floh mit wenigen Getreuen auf eine Felsenburg, die vom Feinde eingeschlossen wurde. Hart bedrängte seine Mannen der Hunger, aber willig ertrugen sie alle Entbehrungen. Eines Tages erlebte es Gelimer, wie ein Kind einem anderen ein Stück Brot aus dem Munde riß. Da konnte er das Elend nicht länger mit ansehen und ergab sich. In Ketten wurde er durch die Straßen von Konstantinopel geführt. Von dem tapferen Wandalenvolke blieb kaum eine Spur mehr übrig.

Untergang des Wandalenreiches

5. Attila, „die Gottesgeißel".

Nach dem Siege über die Goten am Schwarzen Meer drangen die Hunnen bis Ungarn vor, und ihr König Attila unterwarf sogar ganz Deutschland bis zum Rhein.

Das Hunnenreich

Zwei römische Gesandte ritten um 450 über die ungarische Steppe; wo es früher grüne Weiden und gelbe Getreidefelder, römische Städte und Landhäuser gegeben hatte, war alles Wüste. Die beiden Männer näherten sich Attilas Hoflager. Über die vielen kleinen Blockhäuser ragte sein Holzschloß empor. Mit gelben, roten und blauen Farben waren die Bretter angestrichen und fast ohne Fugen aneinandergefügt.

Die hunnische Holzstadt in Ungarn

Die Gesandten wurden in ein Haus geführt. Über dem Fußboden aus Lehm lagen persische Teppiche. An den Wänden hingen seidene und samtene Vorhänge; goldene und silberne Gefäße, Tische, mit eingelegtem Elfenbein und Halbedelsteinen geschmückt, und schön geschnitzte Schreine standen herum. Von der ganzen Erde war die Einrichtung zusammengeraubt.

Brüllendes Jauchzen wie Wolfsgeheul erhob sich draußen. Attila kam von der Jagd zurück. Er trug einen abgeschabten Lederanzug und eine spitze Lammfellmütze. Ruhig, ohne sich um den Beifall zu kümmern, saß er auf seinem Pferde. Dann hob er langsam die Hand. Eine hölzerne Schüssel mit rohem Pferdefleisch wurde ihm gereicht; er steckte große Stücke davon in den Mund. Ein Hunne gab ihm einen hölzernen Becher mit Wasser. Nie trank Attila etwas anderes.

Ein alter hunnischer Fürst, einer der wenigen Menschen, die mit Attila

reden durften, fragte ihn, ob die römischen Gesandten ihre Antwort bekommen könnten. Attila sagte langsam und laut: „Es warten noch Gesandte von zwanzig Völkern aus Asien und Europa; die Römer kommen zuletzt dran. Sie sind Attilas Sklaven; wehe ihnen, wenn sie ungeduldig werden!" Dann sprang er vom Pferd, nicht auf die Erde, sondern auf den Nacken eines vor ihm knienden Fürsten. Hätte dieser die Schmach nicht geduldet, so wäre von seinem Volke kein Mann, keine Frau, kein Kind am Leben geblieben. Attila verschwand in seinem Haus. Die Gesandten sahen sich an. „Er ist entsetzlich," sagte der eine.

Attilas Niederlage in Frankreich

Attila war mit der Größe seines Reiches noch nicht zufrieden. Er wollte den ganzen Erdkreis beherrschen. Mit allen seinen Völkern zog er nach Westen. Es schien, als solle ganz Europa in asiatischer Barbarei versinken.

451 Schon war Attila über den Rhein vorgedrungen, da traten ihm Römer und Westgoten entgegen. Es war eine entsetzliche Schlacht, Goten kämpften gegen Goten; man erzählte, ein Bächlein sei vom Blute zum reißenden Gießbach angeschwollen, und in der Nacht hätten die Toten in der Luft weitergekämpft! Aber Attila siegte nicht. Nachts setzte er sich mit all seinen Schätzen auf einen hohen Berg von Sätteln und Holzschilden und hielt eine Fackel in der Hand, um sich selbst zu verbrennen, wenn er noch einmal angegriffen würde. Doch seine Gegner zogen ab. Auch Attila kehrte wieder heim. Bald darauf fand man ihn eines Morgens nach seiner Hochzeit mit einer germanischen Fürstentochter tot auf seinem Lager. So unbegreiflich schnell, wie das Hunnenreich entstanden war, verschwand es wieder.

Attilas Tod

6. Die Ostgoten in Italien.

Theoderich als König von Italien

Nach Attilas Tode machten sich die Ostgoten von der Hunnenherrschaft wieder frei. Ihr König Theoderich führte sie nach **um 500** Italien. Ein „Barbarenkönig" herrschte über Rom. Ein Barbarenkönig? Freilich, Theoderich konnte seinen eigenen Namen nicht schreiben; aber war es Barbarenart, wie er mit den Römern umging? Wohl waren die gotischen Familien überall in den römischen Höfen einquartiert worden und hatten ein Drittel des Ackerlandes erhalten; aber kein Gote durfte einem Römer auf eigene Faust etwas wegnehmen. Der Kaufmann und der Wanderer konnten wieder ungefährdet durchs Land ziehen; auf den Landgütern konnte man Gold und Silber wieder so sicher aufbewahren wie in der Stadt. An Stelle des Schilfes und Dornengestrüpps wuchs wieder Getreide in der Poebene; Rinderherden weideten auf den Wiesen, wo vor kurzem der Wolf durch die Einöde getrottet war. Die alten Tempel und Säulenhallen schützte Theoderich vor den Römern selbst, die sie bereits als Steinbrüche benutzten. Vornehme Römer machte

der Gotenkönig zu seinen Ministern. Wie so viele Germanen bewunderte er in verhängnisvoller Weise römisches Wissen und römische Kunst und wähnte, daß sein Volk viel davon lernen könne. Daß die Goten dabei für das fremde welsche Wesen ihre arteigene Sitte und Kunst opfern würden, davon ahnte er nichts. So begannen viele Goten, lateinisch zu lernen; kein Römer allerdings sprach gotisch. Denn mit wütendem Haß stand der Römer dem Germanen gegenüber.

Versöhnung und Verständigung zwischen Römern und Germanen war das Ziel von Theoderichs Politik. Die Römer haben ihm seinen Edelmut und seine Milde schlimm gelohnt, und das Gotenvolk hat schwer dafür büßen müssen.

Über 30 Jahre hat Theoderich als Friedenskönig über Italien regiert. Dietrich von Bern nennt ihn die Sage; sie erzählt von seinem Kampfe mit dem Zwergenkönig Laurin im Rosengarten, von seinem getreuen alten Waffenmeister Hildebrand und seinem seltsamen Ende: auf feuerschnaubendem Rappen soll er durch die Luft davongesprengt und in einem Feuerberge verschwunden sein.

Der Untergang des Ostgotenreiches unter Teja

Theoderich war tot. Eine günstige Gelegenheit für den Kaiser von Konstantinopel, nach dem Wandalenreich auch dem Ostgotenreich ein Ende zu machen. Zwanzig Jahre lang tobte der „Kampf um Rom"; ein gotischer König wurde gefangengenommen, ein anderer fiel in der Schlacht. Zuletzt führte der finstere, schwarzlockige Teja alles, was an Männern, Frauen und Kindern von seinem Volke noch übrig war, auf den Vesuv. Der römische Feldherr ließ die Goten einschließen. Sie aber wollten nicht langsam dem Hunger erliegen, sondern aufrecht als Helden sterben. So stiegen sie zum letzten Kampfe herunter. In den ersten Reihen stand Teja; Griechen, Hunnen und Germanen stürmten gegen ihn an. Von zwölf Speeren starrte sein Schild, so daß er ihn nicht mehr handhaben konnte. Er gab ihn seinem Waffenträger, um einen neuen zu empfangen. In diesem Augenblick traf ein Speer seine Brust. Am nächsten Tage baten die Überlebenden um freien Abzug aus Italien. Still und ehrfürchtig ließen die Römer sie mit ihrem toten Heldenkönig auf dem Schilde an sich vorüberziehen.

553

Gebt Raum, ihr Völker, unserm Schritt,
Wir sind die letzten Goten!
Wir tragen keine Krone mit:
Wir tragen einen Toten.
Mit Schild an Schild und Speer an Speer
Wir ziehn nach Nordlands Winden,
Bis wir im fernsten grauen Meer
Die Insel Thule finden.

Das soll der Treue Insel sein,
Dort gilt noch Eid und Ehre.
Dort senken wir den König ein
Im Sarg der Eichenspeere.
Wir kommen her—gebt Raum dem Schritt!—
Aus Romas falschen Toren:
Wir tragen nur den König mit.
Die Krone ging verloren.

Die Oströmer wurden ihres Sieges nicht froh. Bald brach ein neuer Germanensturm über Italien herein: die Langobarden, die von der Niederelbe kamen, dem heutigen „Bardengau", eroberten das Land. Zur selben Zeit ungefähr wurde Frankreich von den Franken erobert, einem Germanenstamm vom Niederrhein. So waren nun Spanien, Italien und Frankreich in germanischer Hand.

Die „Entnordung" der Germanen am Mittelmeer

Die Germanen, die als Herren in den ehemaligen römischen Mittelmeerländern herrschten, begannen, sich mit der fremdrassigen einheimischen Bevölkerung zu vermischen. Von Geschlecht zu Geschlecht wurden Haar und Augen ihrer Kinder dunkler, wurde ihre Gestalt kleiner. Sie fingen an, die Sprache ihrer Väter zu vergessen und die Sprache der Unterworfenen zu sprechen, die sie um viele germanische Worte bereicherten.[1] Sie gaben Sitte und Recht ihrer Väter auf. Sie vergaßen Blut und Herkunft ihrer Väter. Es erging ihnen genau so wie einst vor Jahrhunderten den nordischen Römern, die sich ebenfalls mit den Mittelmeerrassen vermischt und dabei ihre nordische Eigenart verloren und vergessen hatten.

Die romanischen Völker

Die Völker, die aus der Mischung der Germanen mit den Bewohnern der Mittelmeerländer hervorgingen, nennen wir romanische Völker. Zu ihnen gehören die Italiener, die Franzosen, die Spanier, die Portugiesen. Durch die erneute Zufuhr nordischen Blutes erhielten die Mittelmeervölker neue Jugendfrische und neue Kraft zu strahlenden Schöpfungen des Geistes. Aber edelstes germanisches Blut ist dadurch dem deutschen Volkstum entzogen worden.

7. Die Slawen.

Vormarsch der Slawen nach Ostdeutschland

Nur geringe Reste der Germanen waren nach dem Abzug ihrer Volksgenossen der alten Heimat östlich der Elbe treu geblieben. Langsam und unmerklich schoben sich von Osten her die Slawen (Wenden) vorwärts und ergriffen Besitz von allem Land bis zur Elbe, Saale und Rednitz. Die Germanen konnten ihr Volkstum nicht bewahren; sie gingen in den Slawen auf. Diese übernahmen von ihnen viele Sagen, Fluß- und Ortsnamen; diese zeugen noch heute von der einstigen germanischen Art dieser Länder.[2] In kleinen Sippenverbänden siedelten die Slawen unter ihren Geschlechtsältesten in Dörfern.[3] Sie lebten hauptsächlich vom Fischfang;

[1] Die Erinnerung an die Germanen lebt weiter in Namen wie Lombardei, Andalusien (= Wandalusien), Frankreich, England.

[2] Sage vom Königsgrab von Seddin; den Namen des wandalischen Silingengaus um den Zobten übernahmen die Slawen als Slenzam, woraus später der Name Schlesien entstanden ist. Die Flußnamen Elbe, Havel, Spree, Oder, March, Moldau sind germanisch.

[3] Slawischen Ursprungs sind die heutigen Ortsnamen auf —itz, —ow, —in, —ig und in Ostdeutschland die Namen auf —au und —gart. Suche Ortsnamen deiner Heimat und bestimme ihre Herkunft! (Vgl. Fußnote S. 20.) — Ein berühmtes Heiligtum eines Slawengottes stand an der Nordspitze der Insel Rügen. Reste davon sind noch heut zu sehen.

denn mit ihrem hölzernen Hakenpflug konnten sie nur leichte Böden ein wenig auflockern. Urwald, Moor und Sumpf, nur im Winter überschreitbar, trennten die vielen kleinen Stämme voneinander und schützten sie vor gegenseitigen Überfällen. Besonders in Brandenburg und der Lausitz sind in den letzten Jahrzehnten viele wendische Dörfer und Friedhöfe wieder aufgedeckt worden. Die vielen Tongefäße, die man an solchen Stellen gefunden hat, unterscheiden sich von altgermanischen Töpfen durch ihre grobkörnige Oberfläche und die roh eingeritzten Verzierungen. Ferner sind die wendischen Siedlungen reich an sogenannten Hacksilberfunden; die Slawen pflegten nämlich Schmuckstücke und Münzen zu zerhacken, um sie dann als Tauschmittel zu benutzen. Denn die slawische Kultur stand tief unter der germanischen.

Landgewinn der Germanen im Süden und Westen

Über 1000 Jahre hat die große germanische Wanderzeit gedauert. Viele germanische Völker, darunter Goten, Wandalen, Langobarden, haben damals ihr Volkstum verloren. Die übrigen Germanenvölker haben ihre Wohnsitze weit nach Westen und Süden verlegt, bis an die Maas und vor die Tore Veronas.

Schwere Landverluste im deutschen Osten

Aber im Osten war das deutsche Volkstum weit, weit vor den Slawen zurückgewichen. Alles Land zwischen der Elbe im Westen und dem Bug im Osten war preisgegeben worden. Diese Verluste im Osten wurden durch den Gewinn im Westen und Süden bei weitem nicht ausgeglichen. Das germanische Volksgebiet in Europa war bedrohlich schmal geworden; über zwei Drittel seines Raumes hatte es eingebüßt. Dazu kam noch, daß es die neuen Stellungen im Westen und Süden nicht zu behaupten vermocht hat. In Frankreich, in der Schweiz und in Südtirol ist im Laufe der folgenden Jahrhunderte deutsches Volkstum verwelscht worden. Im Westen und Süden stießen die Germanen an dicht siedelnde Völker; hier war es kaum möglich, für wachsende Volkskraft Raum zu gewinnen. Im Osten dagegen dehnte sich endlos dünnbesiedelter Raum, und in ihm wohnten wenig entwickelte Völker, denen die Germanen Führer und Erzieher sein konnten. Nun war die ganze germanische Heimat in Ostdeutschland verloren. Viel deutsches Blut sollte in den folgenden Jahren fließen, um sie zurückzugewinnen, und ganz ist dies trotz aller Opfer bis zur Gegenwart nicht gelungen. Wie anders wäre die deutsche Geschichte verlaufen, wenn der böhmische Kessel oder die polnischen Ebenen am Bug nie aufgehört hätten, Germanenland zu sein!

7. Kapitel. Das Frankenreich.

1. Donar und Christus.

In Hessen stand auf einem Hügel eine uralte Eiche; weißgebleichte Pferdeschädel und Waffen hingen in ihren Ästen. Unter dem Baum waren Männer und Frauen versammelt. Zornig schauten sie auf einen Mann in geflickter, schwarzer Kutte, der abgemagert und sonnenverbrannt mit seinen Begleitern vor ihnen stand.

Bonifatius' Herkunft

Bonifatius, so hieß er, war ein englischer Edeling. Er hatte, begeistert für den Christenglauben, seine Eltern und seinen stattlichen Hof verlassen, war ins Kloster gegangen und dann nach Deutschland gekommen, um den Heiden von Christus zu predigen.

Germanenglaube und Christentum

„Wag' es, die Hand an den heiligen Baum zu legen, Priester," drohte einer der Bauern. „Wir bleiben unseren alten Göttern treu; wir wollen nichts von deinem Christengott wissen. Mein Vater ist bei Wodan; was geht mich der Himmel des Christengottes an!" „Habt ihr's gehört," höhnte ein anderer, „der Priester behauptet, ein elender Sklave sei im Himmel genau so viel wert wie die Edlen unseres Volkes!" „Und die Räuber, die unsere Häuser verbrennen und unser Vieh rauben, die sollen wir lieben," lachte ein dritter. Ohne ihrer Reden zu achten, rief Bonifatius: „Christ, mein Herr, verleiht den Seinen stets den Sieg; stärker ist er als eure verruchten Götzen und Spukgeister. Lahme und Blinde heilt er. Er ist der gütigste aller Herren; er erbarmt sich auch des elendesten Sünders. Was kümmert mich der Zorn eures Donnerers! Christ, himmlischer Herr, mit Macht sei uns gnädig, daß wir nicht leiden Weh!" Mit funkelnden Augen sprang Bonifatius, die Axt schwingend, zu dem Stamme hin. Wagte er wirklich den Frevel? Laut dröhnten die Beilhiebe des Priesters und seiner Begleiter. Endlich schwankte die herrliche Eiche und stürzte prasselnd zu Boden. Keiner der Bauern wagte, sich zur Wehr zu setzen; allzu oft hatten sie die Übermacht des großen Frankenreiches im Westen zu spüren bekommen, das schützend hinter Bonifatius stand.

Die Taufe

Stumm gingen die alten Bauern nach Hause. Von den jüngeren Leuten und den Frauen traten einzelne vor Bonifatius, knieten nieder und baten, sie zu taufen. Bonifatius führte sie in den Bach unten im Tal und fragte sie: „Entsagt ihr den Teufelsopfern und Teufelswerken, dem Donar und dem Wodan und allen, die ihre Genossen sind?" „Wir entsagen ihnen." „Glaubt ihr an Gott, den allmächtigen Vater, an Christ, Gottes Sohn, und den heiligen Geist?" „Wir glauben." Sie beugten die Nacken, und er ließ das Wasser über ihr Haupt fließen.

Am nächsten Morgen zersägten die Gefährten des Bonifatius die

Eiche; aus den Brettern bauten sie eine Kapelle und eine Zelle für den Priester, der dort fortan die Lehre von Christus predigen sollte.[1]

Bonifatius' Tod

So durchzog Bonifatius unermüdlich das deutsche Land, hochgeehrt vom Papst in Rom, der ihn zum Erzbischof von Mainz machte. Er setzte es durch, daß alle Gemeinden im Frankenreich sich dem Papst unterordneten. So hat Bonifatius die Abhängigkeit der deutschen Kirche von Rom begründet.

In seinem Alter unternahm Bonifatius eine neue Bekehrungsfahrt zu den Friesen. Diese aber ließen nicht von ihrem alten Glauben; erbittert über seine Bekehrungsversuche, erschlugen sie ihn. In seinem Lieblingskloster Fulda ist sein Grab.

2. Kaiser Karl (768—814).

Die Sachsenkriege (seit 772).

Die Sachsen während der großen Wanderzeit

Zur Zeit, da Armin die Römer aus Deutschland jagte, lebte im Bauernlande Dithmarschen nördlich der Niederelbe an der Nordseeküste der Stamm der Sachsen. Jeder Freie trug an der Hüfte das Kurzschwert, den Sachs, von dem der ganze Stamm seinen Namen hat. Unaufhaltsam wuchs das Reich der Sachsen: sie nahmen die ganze Nordseeküste bis zum Rhein in Besitz, sie gliederten ihrem Volke das alte Cheruskerland ein, weiter das Land an der oberen Lippe und Ruhr und den größten Teil von Thüringen. Zuletzt umfaßte der Bund der sächsischen Gaue ganz Nordwestdeutschland zwischen Saale, Rhein und Eider. Von der Meeresküste segelten ihre Handelsschiffe und ruderten ihre Kampfdrachen weit über die Nordsee. Die Sachsen waren eine Großmacht zur See geworden! Sie eroberten zusammen mit dem Stamm der Angeln England und gründeten dort ein neues Reich. Aber während so ihre Volkskraft in weite Fernen hinausstürmte, drückten auf ihr Heimatland im Osten die Slawen, die schon in ganz Ostholstein siedelten, und im Westen und Süden drohte ihnen ein noch viel furchtbarerer Nachbar, gegen den sie ihr offenes Land mit einer dreifachen Kette von Volksburgen sicherten: die Franken.

Gegensatz der Sachsen und der Franken

Vom Niederrhein aus hatten die Franken sich ganz Frankreich unterworfen, dazu die Rheinlande, Hessen und in Süddeutschland die Stämme der Schwaben und der Bayern. Viele Bräuche und Künste der Römer nahmen die Franken an: sie lernten Straßen und feste Steinhäuser bauen, sie lernten römischen Obst- und Gemüsebau, sie begannen, rö-

[1] Da die Missionare lateinisch schrieben, sind viele kirchliche Ausdrücke in unserer Sprache lateinische Lehnworte, z. B. Abt, Almosen, Altar, Bischof, Dom, Engel, Feier, Kanzel, Kirche, Kloster, Kreuz, Messe, Mönch, Münster, Orgel, Paradies, Pfarre, Pfingsten, Pilger, predigen, Priester, Teufel.

Allmählich wurden an Stelle der germanischen christliche Namen volkstümlich, z. B. Hans, Peter, Paul, Christian, Anna, Liese.

mische Schrift zu lernen, römische Bücher zu lesen. Überall im Frankenreich predigten Missionare das Christentum, fällten die heiligen Donareichen und zerstörten die Sonnenheiligtümer. Die Sachsen aber hielten zäh und unverbrüchlich an Vätersitte und Väterglauben fest, und oft brachen sie in Hessen ein, verbrannten die Kirchen und Kapellen und erschlugen die Priester. Da wurde Herrscher über das ganze große Frankenreich ein Mann, der mit der stolzen, wilden Freiheit des Sachsenvolkes ein Ende zu machen beschloß: Karl. —

Karls Einmarsch ins Sachsenland

Von den Weserbergen lohen die Feuer und rufen die sächsischen Krieger in die Volksburg, die Eresburg. Karl ist mit den wohlgepanzerten und wohlgeübten fränkischen Kolonnen ins Land eingebrochen. Die verlassenen Dörfer lodern in Flammen auf; das Getreide und die Wiesen zerstampfen die fränkischen Rosse. Eines Abends fliehen die Sachsen aus der Eresburg in die Wälder: Karl hat die Wälle erstürmt.

Immer noch liegt, wie vor Jahrhunderten zu Zeiten Armins, tief im Teutoburger Walde das uralte Sonnenheiligtum, die Externsteine, von allen umwohnenden Sachsenstämmen ehrfürchtig verehrt. Irminsul, Weltsäule nennen sie es. Karl bricht in den heiligen Bezirk ein, die Franken zerstören den Zugang zur Kapelle oben auf dem Felspfeiler, sprengen ganze Felsblöcke ab, schlagen die eingemeißelten heiligen Runen und Bilder von den Wänden. Drei Tage lang dauerte die Zerstörungsarbeit. So wollte Karl die Sachsen schon mürbe machen!

Die Gesetze von Paderborn

Am Paderborn waren viele Tausende von Sachsen versammelt; sie hatten sich Karl unterworfen. Der König setzte sich auf den Steinsitz, neben dem die Frankenfahne aufgerichtet stand; seine Bischöfe stellten sich hinter ihn. Die neuen Gesetze sollten vorgelesen werden. Ein Mönch rollte ein großes Pergament auseinander und las: „Wer eine Kirche anzündet oder etwas aus ihr raubt, der soll sterben.“ „Sterben!“ murrten die Sachsen; „und unsere Götteraltäre?“ Der Mönch las weiter: „Wer in der Fastenzeit Fleisch ißt, der soll sterben. Wer einen Toten nach heidnischer Sitte verbrennt, der soll sterben. Wer sich nicht taufen läßt, der soll sterben.“ So ging es weiter: „der soll sterben“.

Herzog Widukind

Und wie einst unter den Ahnen der Sachsen in der Römernot, so fand sich in dem unterdrückten und gequälten Volke wieder ein Mann, in dessen Brust der Zorn und der freiheitsstolze Trotz des Sachsenvolkes hundertfach brannte, Herzog Widukind. Auf denselben Wald- und Sumpfpfaden wie einst Armin schlich er von Gau zu Gau und schmiedete die Sachsen zu immer neuem Widerstand zusammen. „Sollen wir den verhaßten Franken in ihre Kriege folgen? Sollen wir zusehen, wie der geschorene Kuttenträger unsere Garben zählt und sagt: die zehnte Garbe gehört der Kirche? Soll er in unsern Ställen Rosse und Rinder zählen und sagen: das zehnte Stück gehört der Kirche? Lieber tot als Sklav'!“

„Ehe wir den Sachsenherzog Widukind nicht haben," knirschte Karl, „wird kein Ende mit den Aufständen." Ein fränkischer Heerhaufe sollte den Verhaßten ausheben. Das Nest war leer; Widukind barg sich im versumpften Buschwald, rief zu neuen Aufständen auf. Wieder waren ihm die Franken auf den Fersen, wieder war er weg und floh zu den Dänen. Neue Aufstände! Da geschah etwas Unfaßbares: Karl ließ 4500 sächsischen Gefangenen und Geiseln bei Verden an der Aller von Henkersknechten das Haupt abschlagen. Ein Schrei des Entsetzens gellte durch ganz Niedersachsen. Wer bis dahin noch gezögert und Eigennutz über Gemeinnutz gestellt hatte, griff jetzt zu Streitaxt und Sachs. Ein Aufstand brach los in Sachsen wie nie zuvor. Da riß Karl 10000 Sachsen mit Weib und Kind aus ihren Wohnsitzen los und siedelte sie weit verstreut an. Nie haben sie ihre Heimat wiedergesehen. Auf die Sachsenhöfe aber setzte er Franken und — Slawen!

Müde gehetzt, unterwarf sich Widukind endlich und ließ sich taufen. Das Volk aber gab die Sache der Väter nicht so rasch auf. 30 Sommer lang hat es um seine Freiheit gekämpft und um den alten Glauben. Langsam verglomm endlich in dem entvölkerten und verwüsteten Lande der letzte Widerstand. Die sich beizeiten gebeugt hatten, wurden als Führer im Lande eingesetzt; ausgerottet wurde alles, was an völkische Sitten und den alten Glauben erinnerte; was bisher als heilig gegolten hatte, wurde nun als teuflisch verlästert.

Viele andere Kriege hat Karl noch geführt; sein Reich erstreckte sich endlich von Dänemark bis Rom, von Spanien bis Ungarn. Mit dem Papst in Rom schloß er Freundschaft, und alle Bischöfe und Erzbischöfe in Karls Reich mußten dem Papst gehorchen. Am Weihnachtstage des Jahres 800 setzte er Karl in der Peterskirche in Rom die Kaiserkrone auf. Der Glanz und die Macht des alten Römerreiches schienen erneuert.

Karls Reich

800 Kaiserkrönung

In der Pfalz zu Aachen.

Wieder einmal war Karl in seiner Lieblingspfalz Aachen eingekehrt, deren Güter nun für einige Monate sein zahlreiches Gefolge zu verpflegen hatten. Die Sonne war eben erst aufgegangen, da verließ der Kaiser das Münster, wo er die Frühmesse gehört hatte, und schritt durch den Säulengang nach dem Palast hinüber. Schon harrten seiner einige Kläger vor dem Richterstuhle. Wer hätte sich je diesem gerechten Richter vergebens genaht! Erzählte man doch im Land, selbst einer Schlange und einem Pferde habe Karl einmal Recht gesprochen.

Karl als Richter

Nach dem Frühstück erschienen vor dem Kaiser einige Meier (Gutsverwalter), um ihm von den gelieferten Hühnern, Gänsen und Eiern

Gutsverwaltung

Rechnung zu legen und seine Anordnungen entgegenzunehmen. Karl erkundigte sich, welche Erfolge sie mit der Gurken- und Kürbiszucht und den Mandel- und Feigenbäumchen erzielt hätten, was die Fasanen machten, was die Bauern zu den neuen Wassermühlen sagten, ob auf jedem Gut die nötigen Handwerker vorhanden seien. Als er hörte, daß Ziegelstreicher, Seifensieder und Seildreher noch fehlten, befahl er, einige Bauern sollten diese Gewerbe lernen.

Karl als Lehrer und Erzieher seines Volkes

So kam die Stunde heran, wo Karl die Tafelrunde seiner Freunde um sich versammelte. Sie lasen sich gegenseitig ihre lateinischen Gedichte vor; der angelsächsische Gelehrte Alkuin berichtete von den Fortschritten, die die Söhne der Vornehmen an der Pfalzschule in der lateinischen Sprache machten. Das hörte der Kaiser gern. Seine Franken sollten auch in den Wissenschaften mit dem Ruhm der alten Römer wetteifern. Manchmal kam er selbst und stellte Fragen und belohnte die Tüchtigen, strafte die Faulen. Doch schwer ging die fremde Sprache und das fremde Wissen den Franken und erst recht den übrigen deutschen Stämmen ein, und manch einer lehnte sich empört dagegen auf, daß die alten Sagen und Lieder nun plötzlich verächtliches Barbarentum sein sollten, wie Alkuin und seine gelehrten Freunde behaupteten. Karl selbst freilich dachte nicht so. Er liebte seine Muttersprache und hing an den Heldenliedern seines Volkes. Oft ließ er sie sich vorsingen und befahl, sie in einem großen Buche aufzuschreiben, damit sie nicht in Vergessenheit gerieten. Und doch ist es so gekommen. Sein „frommer" Nachfolger ließ das „heidnische" Heldenbuch verbrennen, und von all den herrlichen Dichtungen unserer Vorfahren ist uns nichts erhalten geblieben als einzig das Lied von Hildebrands Heimkehr und auch das nur unvollständig. Für Jahrhunderte blieb die deutsche Sprache verachtet; man schrieb nur lateinisch. Unzählige schöne alte Sagen, Lieder, Sitten und Feste hat das deutsche Volk dadurch verloren. Karl hat es nicht so gewollt, und doch hat er mit seinen Taten den Anstoß dazu gegeben.

3. Der Zerfall des Reichs.

Kaiser Karl, der „Vater der Waisen", war tot; was sollte nun werden?

Entstehung von Deutschland und Frankreich

In blutigen Kriegen zwischen Vater, Söhnen und Brüdern krachte das große Reich auseinander. Deutschland[1] und Frankreich entstanden, voneinander geschieden durch Schelde, Maas und Schweizer Jura (Vertrag von Mersen). Aber auch jeder der Teile brach auseinander. Die Bayern und Sachsen, nicht länger von Karls

870

[1] Mit dem Wort „deutsch" wurde nach 870 zunächst nur die Sprache bezeichnet, erst später Volk und Land. „Deutsch" (diut-isk) heißt „völkisch"; Diet (Volk) steckt in den Namen Dietrich, Tietz, Tieck, Till, Timme, Tielemann, Diedenhofen. Suche andere Zusammensetzungen mit Diet!

Schwert beim Reiche festgehalten, hatten wieder ihre Herzöge; und die fragten nie nach dem Willen des deutschen Königs. Auch Schwaben, Lothringen und Franken wurden selbständige Herzogtümer und fochten regelrechte Kriege gegeneinander aus. Vom König war ja kein Schutz zu erwarten in dieser schrecklichen Zeit der Not! Oft genug läuteten die Klosterglocken Sturm, wenn die mit den heutigen Türken verwandten Ungarn sengend und mordend das Land durchstreiften. Oft genug stieß auf der hohen Geest an der Elbe warnend der Wächter ins Horn, wenn die flinken dänischen Wikingerschiffe beutegierig den Strom herauffuhren. Der Weltuntergang schien nahe!

Die deutschen Herzogtümer

8. Kapitel. Die Wikinger.

Aus den Felsbuchten Norwegens, aus den Häfen Dänemarks und dem Gewirr der schwedischen Felseninseln brechen die Flotten der Wikinger hervor und verbreiten Entsetzen über ganz Europa. Gleich „dunkelroten Seevögeln" fliegen sie über das hohe Meer, Tierköpfe drohen vom Steven, wie Flügel spannen sie ihre roten Segel aus, Schild an Schild leuchtet in langer Reihe an Außenbord. Da sind die Schniggen, kleine Kreuzer mit etwa 90 Mann Besatzung, die Skeidhs, den Linienschiffen vergleichbar, mit etwa 200 Mann, und schließlich die Drachen mit Besatzungen bis zu 1000 Mann. Vor der Seeschlacht werden die Segel gestrichen, die Schiffe legen sich in langer Reihe nebeneinander und werden durch Taue verseilt. Hörner und Luren schmettern das Angriffssignal, von der ganzen Flotte steigt der Schlachtruf auf, die Ruder peitschen das Wasser, und mit unwiderstehlicher Wucht braust Langschiff neben Langschiff heran, in der Mitte der Drache mit dem Königsbanner am Steven, auf den Flügeln die kleinen Schniggen. Ein Hagel von Steinen und Pfeilen prasselt auf die feindlichen Schiffe, krachend bohren sich die Enterhaken in die Bordwände, und mit gewaltigem Sprung entern die Wikinger das Schiff des Gegners und suchen im Nahkampf die Entscheidung. Eiserne Zucht und Kameradschaft herrschen an Bord; der Tod ist jedem gewiß, der von der Beute vor der allgemeinen Verteilung etwas für sich behält.

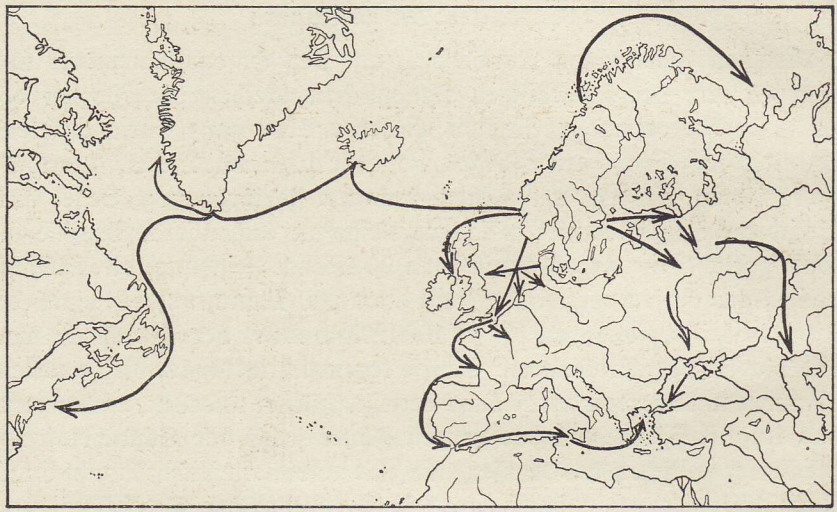
Eine Seeschlacht

Unvermutet tauchen die Flotten vor den Küsten auf, blitzschnell stoßen die Abteilungen ins Land vor, rauben das Vieh, plündern und verbrennen Kirchen und Klöster, zu Tausenden fallen die Männer, oft auch Frauen und Kinder unter dem Schwert. Großartig verstehen die Wikinger das Gelände auszunutzen, sich an den Gegner heranzupirschen, hinter Sumpf, auf Hügeln befestigte Stellungen anzulegen. Auf hoher Steilküste in Irland und England erbauen sie als Stützpunkte ihre Burgen. Vor der Schlacht stärkt der Gesang eines alten Heldenliedes ihren Mut, hohle Drachengestalten, die sich schauerlich im Winde blähen, fliegen ihren Reihen voraus.

Kampf zu Lande

Staatengründungen

Die Wikinger fahren Themse, Seine, Elbe und Rhein hinauf, zerstören London, Paris, Hamburg, durchfahren die Meerenge von Gibraltar, verheeren Südfrankreich, erscheinen vor Rom. So geht es Jahrzehnte. Allmählich fassen die Rastlosen an einzelnen Stellen festen Fuß. Aus den Seeräubern werden Staatengründer. Staaten schaffen sie von einer Widerstandskraft und Festigkeit, die für die damalige Zeit unerhört ist. In Frankreich entsteht das Herzogtum der Normandie; von dort aus erobern die Wikinger England. Auch in Süditalien entsteht ein Wikingerstaat. In Schleswig, an der Schlei, herrschen 50 Jahre lang schwedische Wikinger in der Königsburg Haithabu, bei dem heutigen



Wikingerfahrten

Haddeby. In der Odermündung, in der Nähe der sagenhaften slawischen Handelsstadt Jumneta (= Vineta) entsteht die Jomsburg, von der eine der gewaltigsten Sagen des Nordens, die Jomswikingersage, erzählt. Und weit, weit im Osten lockt mit seiner Unendlichkeit und abenteuerlichen Ferne Rußland. Als abenteuernde Kaufleute ziehen die Wikinger bis hinunter zur Wolga. Ein Wikingerfürst gründet den russischen Staat, ein anderer den polnischen.

Entdeckungen

Wie ein unerschöpflicher Vorratsraum schickt der germanische Norden immer neue Entdecker, Abenteurer, Staatengründer aus, unerschöpflich seit den Jahrhunderten der Kimbern und der Goten. Als der König von Norwegen sein Land zum Christentum zwang, segelten viele freiheitsstolze Bauern mit ihrem alten Götterglauben nach Island davon, und hier sind dann ihre Götter- und Heldenlieder in der „Edda" aufgezeichnet worden. Von hier aus segelte Erik der Rote, der eines Totschlags wegen auf drei Jahre friedlos geworden war, hinaus ins eisige Westmeer

und entdeckte Grönland. Isländische Bauern besiedelten seine Westküste. Um 1000 wurde Eriks Sohn noch weiter westwärts verschlagen und entdeckte „das schöne Weinland", das heutige Nordamerika. Das war die erste Entdeckung Amerikas, 500 Jahre vor Kolumbus.

Die Siedler auf Grönland sind untergegangen, die Entdeckung Amerikas ist wieder in Vergessenheit geraten, die Wikinger in Rußland wurden verslawt, die Normannen in Süditalien romanisiert. Die Staaten, die diese Germanen geschaffen haben, leben heute noch, und noch heute lebt der Ruhm ihrer Fahrten in dem ungeheuren Raum zwischen Marokko und Spitzbergen, zwischen Wolga und Amerika.

9. Kapitel. Die Sachsenkaiser.

Heinrich I., der Ungarnsieger (919—936).

Vergebens hatte sich der letzte deutsche König aus Karls Geschlecht, Konrad, bemüht, das Volk vor der Ungarnnot zu befreien. Er verstand es nicht, sich die Treue der Herzöge zu gewinnen. Besonders schwere Kämpfe hatte er mit dem Sachsenherzog Heinrich auszufechten gehabt. Als Konrad sein Ende nahen fühlte, befahl er den Franken, nach seinem Tode seinem alten Gegner Heinrich die Krone zu bringen. Dieser hochherzige Entschluß wurde Deutschlands Rettung. Königswahl

Herzog Heinrichs Ahnherr war einer der tapfersten Mitkämpfer Widukinds gewesen; Heinrichs Frau stammte von Widukind selbst ab. Jetzt wurden aus den einstigen Besiegten und Unterworfenen die Führer des deutschen Volkes.

Aus dem Volke war König Heinrich erwachsen; so genügte ihm, nach altgermanischer Anschauung, die Erhebung durch das Volk. Die Krönung durch einen Bischof der Kirche lehnte er ab. Zunächst konnte er sich nur auf die Gefolgschaft der Sachsen und Franken stützen; den Bayern, Schwaben und Lothringern ließ er vorläufig mit klugem Bedacht ihre Selbständigkeit, wenn sie nur nicht gegen ihn stritten. Alles weitere überließ er der Zukunft.

Furchtbar war die Not an der deutschen Ostgrenze. Slawen und Ungarn unterstützten sich gegenseitig. Erbittert hörte Heinrich die Berichte der Boten von all dem Jammer der wehrlosen Bauern an. Wie konnte er hoffen, mit seinen wenigen berittenen Dienstmannen die flinken Reiterschwärme der Ungarn zu verjagen? Da half ihm ein glücklicher Zufall. Die Deutschen hatten einen vornehmen Ungarn gefangen; für dessen Freigabe boten seine Landsleute unendliche Schätze. Heinrich wollte nichts von Gold und Silber wissen; er verlangte einen neunjährigen Frieden. Er wurde ihm gewährt. Allerdings mußte er ihn mit jährlicher Tributzahlung erkaufen. Der Vertrag mit den Ungarn

Vorbereitung der Befreiung

Für Heinrich aber war dieser Vertrag nicht feige Unterwerfung, sondern der Weg zur Befreiung. Alles Sinnen und Trachten des Königs galt fortan der Vorbereitung des Entscheidungstages. Wo die Furten über Saale und Unstrut führten, wo Straßen im Lande zusammenstießen oder eine Anhöhe weithin das flache Land beherrschte, da arbeiteten die Bauern Jahr für Jahr an Erdwällen, Balkenzäunen, Gräben und festen Mauern. In diese Burgen legte der König einen Teil seiner berittenen Reisigen. Eine Kapelle, Hütten und Ställe entstanden hier. Auch mancher Bauer siedelte sich im Schutz der Burgen an. Oft wurden Gerichtsversammlungen, Feste und Markttage dort abgehalten. So wurden aus den Burgen allmählich Städte, die ersten im nördlichen Deutschland (Quedlinburg, Merseburg, Nordhausen). Unermüdlich vergrößerte und übte Heinrich gleichzeitig seine Reitertruppe und das Fußheer.

Slawenkämpfe

Die beste Gelegenheit hierzu boten ihm die Kämpfe gegen die Slawen. Bisher hatten sich die Sachsen nur mühsam der Menschenflut aus Osten erwehrt; an vielen Stellen waren Slawenhaufen schon bis weit ins westelbische Land vorgedrungen. Jetzt, nach jahrhundertelanger Preisgabe deutschen Landes im Osten, setzte der Gegenstoß ein. Im Winter drang Heinrich über die gefrorenen Havelsümpfe zu der Slawenfeste Brennaburg (Brandenburg) vor und nahm sie „durch Eisen, Eis und Hunger". Auf dem heutigen Marienberg, der einst ein germanisches Heiligtum getragen hatte, mußte der Tempel des dreiköpfigen Slawengottes Triglav einer christlichen Kirche weichen. Bis zur oberen Spree und den Hängen des Erzgebirges unterwarf Heinrich die Slawen, und auf dem letzten einsam ins Flachland ragenden Felsen mitten im Urwald legte er die Burg Meißen an. Über Erzgebirge und Böhmerwald drangen seine Heere in Böhmen ein und zwangen vor Prag den Tschechenkönig zum Treueid. Bei diesen Kämpfen stritt das Aufgebot der Bayern Schulter an Schulter mit den Sachsen; ihr Herzog hatte begriffen, daß Heinrich im Dienste des ganzen Volkes arbeitete. Jahrhundertelang hat seitdem Böhmen dem Deutschen Reich angehört, allen Wohlstand dankt es den Deutschen.

Sieg an der Unstrut

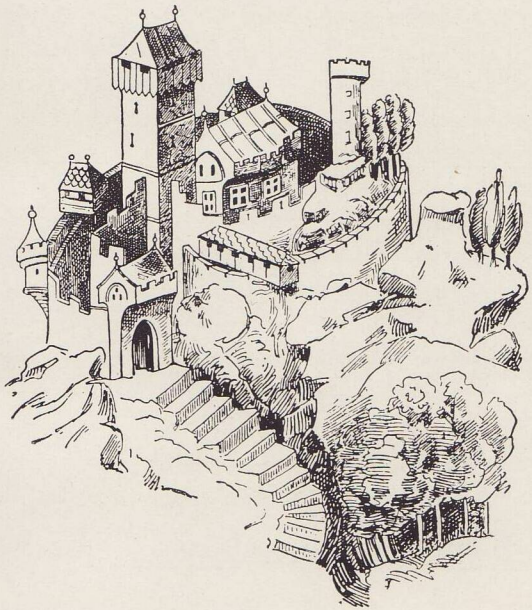
Endlich waren die Jahre der Vorbereitung um. Nicht länger brauchte der König seinem Volk Hab und Gut für die Tribute abzufordern. Als die ungarischen Gesandten wie üblich den Tribut abholen wollten, ließ Heinrich ihnen zum Hohn einen gemästeten, verstümmelten Hund geben. Nicht lange dauerte es, und die Reiterschwärme zogen wieder gegen Thüringen und Sachsen heran. Die Bauern brachten sich und ihr Vieh in den Burgen in Sicherheit, und an der Unstrut brach Heinrich mit seinem Reiterheer über die Ungarn wie ein Wettersturm herein. Solange er lebte, wagten sie keinen neuen Einfall in Deutschland.

933

So hat dieser Mann aus Niedersachsen das erste Reich der Deut-

Germanisches Gehöft zu Armins Zeit, Vehlow, Mark Brandenburg

Nachbildung der Modellwerkstatt des Reichsbundes für Deutsche Vorgeschichte



Ritterburg

Die Marienburg

schen geschaffen, ein Volksführer ähnlich den Niedersachsen Armin und Widukind und ähnlich auch dem Schöpfer des zweiten Reichs der Deutschen, dem Niedersachsen Bismarck. In der Klosterkirche des tausendjährigen Quedlinburg bezeichnet eine uralte Marmorplatte König Heinrichs Grab.

Otto I. (936—973).

In Kaiser Karls Säulenhalle zu Aachen waren die Vornehmen aller deutschen Stämme versammelt. Unter Handschlag gelobten sie Heinrichs vierundzwanzigjährigem Sohne Otto Treue. In feierlichem Zuge geleiteten sie ihn nach dem Münster; hier drängte sich das Volk, hier erwartete den König der Erzbischof von Mainz, den Krummstab in der Hand. Er geleitete ihn nach der Mitte des Münsters, wo Karls Grabstein liegt, und alles Volk erhob die Hände und rief: „Heil König Otto!" Königskrönung

Darauf schritt der Erzbischof mit Otto zum Altare, wo Schwert, Mantel, Zepter und Krone bereitlagen. Er bekleidete ihn mit diesen Abzeichen der Königsgewalt und salbte ihn mit dem heiligen Öl. Im Krönungsschmuck stieg dann Otto zum steinernen Throne Karls empor, von wo alle ihn sehen konnten. Hier blieb er, während die Messe gelesen wurde.

Bald nach der Krönung merkten die Herzöge, daß Otto ganz anders geartet war als sein Vater. Pläne über Pläne beschäftigten ihn; selbst im Schlaf sprach er noch von Staatsgeschäften, ungleichmäßig und aufgeregt war sein rascher Gang. Der hünenhafte Mann mit dem wallenden roten Bart forderte gebieterisch unbedingten Gehorsam. Das paßte aber den stolzen Herzögen nicht. Aufstände flammten empor; selbst Ottos eigener Bruder Heinrich schloß sich den rebellischen Herzögen an. Scharenweise verließen schon seine Anhänger das Lager; seine Treuesten zweifelten, ob die Krone bei den Sachsen bleiben würde. Nur der junge König selbst blieb unverzagt. Endlich kam der Umschwung. Der eine Herzog fiel im Kampfe, der andere ertrank auf der Flucht im Rhein; Heinrich warf sich am Weihnachtsabend barfuß in härenem Gewande vor seinem Bruder nieder und erhielt Verzeihung. Kampf mit den Herzögen

Nun versuchte der König, mit den Bischöfen zu regieren. Sie wurden seine Räte und erhielten von ihm große Ländereien. Dafür mußten sie ihm Reisige stellen und Vieh und Getreide liefern. Der Bischof war nicht verheiratet und hatte keinen Sohn, dem er sein Land vererben konnte; wenn er starb, bestimmte der König seinen Nachfolger. Wie aber, wenn der Bischof später einmal auf die Befehle aus Rom williger hörte als auf die des Reichs? Hier drohte eine schwere Gefahr für die Zukunft. Verwaltung des Reichs durch die Bischöfe

Mit festen Klammern war das Reich zusammengeschlossen; nun galt es, den äußeren Feind abzuwehren. Bis zum Schwarzwald streiften die un- Schlacht auf dem Lechfeld

garischen Reiter. Mit Mühe verteidigte der wackere Bischof von Augsburg an der Spitze seiner Mannen die morschen Mauern der alten Römerstadt. Die Nacht verbrachte er im Gebet. Endlich am nächsten Morgen ein Trompetenstoß! Die Ungarn zogen ab, König Otto rückte heran. Am Lechufer ordnete sich sein Heer im Zwielicht des Morgens; alle vergaben sich gegenseitig ihre Schuld und gelobten den Führern Gehorsam. Unter dem Gesang: „Herr, erbarme Dich", ritten die Ritter der ersten Reihe mit eingelegter Lanze gegen die Ungarn an, brachen durch, machten die Kehre und rüsteten sich zum zweiten Durchbruch während des Anreitens der hinteren Reihen. Otto selbst sprengte, die heilige Lanze schwingend, neben sich die Fahne des Erzengels Michael,[1] an der Spitze seines Haufens gegen die unter Hui-Hui-Geschrei andrängenden Feinde. Am Abend war das Lager der Ungarn genommen; die Überlebenden wurden in rücksichtsloser Verfolgung vernichtet.

Nicht nur Deutschland, sondern ganz Europa war durch diesen Sieg
955 auf dem Lechfelde von den Ungarn erlöst; nie wieder haben sie einen neuen Raubzug unternommen. Sie wurden in der Donautiefebene seßhaft und nahmen das Christentum an. —

Eroberung des deutschen Ostens

Auch die Slawenkämpfe seines Vaters setzte Otto fort. Zum Markgrafen machte er Gero,[2] einen Mann von einfacher Abkunft und von eisernem Willen; er wußte, daß er ihm die Grenzländer anvertrauen konnte. Tödlicher Haß der Slawen verfolgte Gero. Einst machten sie einen Anschlag, ihn zu töten; er aber lud dreißig ihrer Häuptlinge zum Mahle; als sie berauscht lagen, ließ er alle erschlagen. Ein neuer Aufstand war die Antwort auf diese Tat. Wo die Slawen eine deutsche Burg nahmen, blieb keiner der dorthin Geflüchteten am Leben. Gleiches taten die Deutschen, wenn sie die slawischen Ringwälle und Dörfer erstürmten; Frauen und Kinder wurden in die Knechtschaft geschleppt; Slawe hieß Sklave. Den Unterlegenen wurde das Christentum aufgezwungen und hoher Zins auferlegt. Bis zur Oder hin gebot Geros Schwert. In einigen Burgen, z. B. Merseburg, Havelberg, Brandenburg, Meißen, zogen deutsche Bischöfe ein und erbauten ihre Dome; Magdeburg wurde das Erzbistum der Ostmarken. Als Gero alt war, pilgerte er nach Rom, legte seine Waffen am Grabe des heiligen Petrus nieder und schenkte all sein Hab und Gut der Kirche.

Wie Kaiser Karl trug Otto seit 962 die Kaiserkrone; macht-
962 voll herrschte er über das „Heilige Römische Reich Deutscher Nation". Immer wieder mußte er über die Alpen ziehen, um Italien zur Ruhe zu zwingen; immer mehr trat der Osten für ihn zurück.

[1] Wenn wir heute vom „Deutschen Michel" reden, so geht dies Wort wahrscheinlich auf Michael, den streitbaren Lieblingsheiligen der Deutschen, zurück.

[2] Die alte Kirche zu Gernrode im Harz hat Gero gegründet.

Gegen Ende seines Lebens feierte der Kaiser die Hochzeit seines Sohnes mit einer oströmischen Prinzessin, der Erbin von Unteritalien. Um des dem deutschen Volke so gleichgültigen Landes willen vermählte dieser Kaiser aus niedersächsischem Bauernstamm seinen Sohn mit einer artfremden Frau! Und doch war Kaiser Otto ein kerndeutscher Mann. Drei Sprachen redete er, am liebsten aber sprach er plattdeutsch. Rom und Paris hat er gesehen, am liebsten aber weilte er in seinem sächsischen Magdeburg. Im Magdeburger Dom ruht er von seiner gewaltigen Lebensarbeit aus. — Bemühung um Unteritalien

Es war 9 Jahre nach Ottos I. Tode. Fern in Unteritalien kämpfte der junge Kaiser um das Erbe seiner Frau. Da drang nach Deutschland die Schreckenskunde von einer vernichtenden Niederlage seines Heeres. Ein Slawenaufstand brach los wie nie zuvor. Havelberg ward erstürmt, die Kirchen wurden verbrannt, die Gräber aufgerissen, Mönche und Priester gesteinigt; die Slawen kehrten zum Heidentum zurück. Nur mit Mühe verteidigten die Sachsen die Elbgrenze. Die eben erst wiedergewonnene deutsche Ostmark war zum zweitenmal verloren. Um das Unglück vollzumachen, erkrankte der Kaiser in Rom und starb. Sein einziger Sohn war erst drei Jahre alt. Seine oströmische Mutter erzog ihn; er ist nie ein richtiger Deutscher geworden. Vor allem für die Fragen des deutschen Ostens hatte er keinen Sinn. Auf Wunsch der Polen und des Papsts gründete er in Gnesen ein polnisches Erzbistum; Ungarn erhielt ein eigenes in Gran. Magdeburgs deutsches Wirken in den Osten hinein war damit lahmgelegt. Die Wiedergewinnung des deutschen Ostens war aufs schwerste gefährdet. Niederlage in Unteritalien, Verlust des deutschen Ostens

10. Kapitel. Das Kloster (um 950).

Pferdegetrappel klang auf dem Weg, der vom Herrenhof durchs Dorf in den Wald führte. Der Graf und sein siebenjähriger Sohn Baldhart winkten der weinenden Mutter einen Abschiedsgruß zu.

Der Graf ritt, in Gedanken versunken, dahin. Er wollte seinen Sohn Baldhart ins Kloster bringen. „Den Herrenhof und das Land ringsum erbt sein älterer Bruder. Bei den frommen Vätern wird er viel Kluges lernen, Lateinisch, Schreiben und Lesen, und wenn er später einmal ein großer Bischof ist, wird sein Gebet uns die Last unserer Sünden erleichtern."

Stundenlang trabten die beiden durch die Wälder; endlich hörten sie in der Ferne ein Glöcklein tönen. Der Tann lichtete sich, rechts und links von ihnen lagen Felder und Wiesen. Sie kamen durch ein paar Klosterdörfer und sahen hinter einer großen steinernen Mauer eine Menge Häuser und Türme emporragen. Das war das Kloster. Umgebung des Klosters

Der Bruder Pförtner führte den Grafen vor den Vorsteher, den Abt. Der Graf sagte, er bringe ihm einen neuen Klosterschüler und wolle zugleich den Mönchen ein großes Stück Waldland schenken. Der Abt ließ den Schreiber kommen und eine Urkunde über die Schenkung aufsetzen, unter die der Graf in Wachs sein Siegel drückte. Dann mußte Baldhart von seinem Vater Abschied nehmen.

Die Schenkung

Der Mönch übergab den neuen Schüler dem Lehrer. Der nahm ihn bei der Hand und führte ihn zur Klosterschule auf der anderen Seite des Wirtschaftshofes. Baldhart machte große Augen, als er das lärmende Getriebe auf dem Hofe sah. Einige bewaffnete Dienstmannen des Klosters trabten durch das Tor; Säcke mit Korn und Rüben wurden vor den Speichern von den Knechten und Mägden abgeladen. Das Kloster war sehr reich; von fünfzig Gütern lieferten die Meier Korn und Vieh, von sieben Wind- und vier Wassermühlen floß das Mahlgeld in den Klosterschatz. Und immer noch mehr wuchs der Besitz des Klosters. Viele Große und viele Bauern schenkten ihm um ihres Seelenheils willen Land; Tausende von deutschen Bauernfamilien haben dadurch ihre freien Erbhöfe verloren, und ihre Söhne sind Unfreie des Klosters geworden.

Der Wirtschaftshof

Gerade nahm am Tor ein Mönch einen Kranken in Empfang, den seine Freunde bis zur Klosterpforte geleitet hatten. Im Krankenhaus würde ihm der Bruder Arzt einen heilsamen Trank aus Arzneikräutern bereiten, die der Bruder Gärtner im Klostergarten gezogen hatte (z. B. Rittersporn, Fingerhut, Akelei, Pfefferminze, Salbei). Tag und Nacht standen die Tore des Klosters für Verfolgte und Kranke, Pilger und Wanderer offen.

Krankenpflege

Hinter dem Hofe mit seinem lärmenden, fröhlichen Leben ragten die hohen Mauern, welche die Mönchswohnungen von der Außenwelt schieden. Hier wohnten und beteten die Mönche, hierhin durfte keiner außer ihnen den Fuß setzen. Früh um drei Uhr scheuchte sie der Klang der Klosterglocke von ihren harten Lagerstätten im gemeinsamen Schlafsaal auf. Dann gingen sie mit Kerzen nach der Kirche zur Mette hinüber.

Leben der Mönche

Nur halblaut durften sie sich unterhalten. In einzelnen Stunden war das Sprechen ganz verboten; dann machten sie sich nur die nötigsten Zeichen mit den Händen. Selbst bei der Mahlzeit im großen Speisesaal mußten alle schweigend ihren Brei löffeln; einer der Brüder las während des Essens aus dem Leben eines Heiligen vor.

Wer einmal gelobt hatte, die Mönchsgelübde zu halten, nämlich für immer eigenem Besitz zu entsagen, für immer ohne Weib und Kind zu sein und stets dem Abt zu gehorchen, dem war die Rückkehr ins weltliche Leben verschlossen. Zahllose deutsche Männer und Frauen, oft gerade die wertvollsten, haben wegen dieser Gelübde ihrem Volke keine Nachkommen gegeben.

Besonders stolz war das Kloster auf seine kostbare Bücherei. Im Schreibsaal knisterten zwölf fleißige Federn über das Pergament; vor dem einen Schreiber lag eine lateinische Buchrolle; ein anderes Kloster hatte sie für einige Wochen zum Abschreiben geliehen. Das Lateinische erschien den Mönchen wichtiger als das Deutsche, wie schon zur Frankenzeit. Für Jahrhunderte wurde das deutsche Volk daran gewöhnt, seine Muttersprache als weniger fein und wertvoll zu betrachten als die fremde Sprache. Die alten germanischen Heldenlieder, die alte Holzschnitzkunst, die altgermanischen Melodien, die einst auf den Luren geblasen worden waren, sie sollten aus dem Herzen des Volkes gerissen werden. Fremde Lieder, fremde Musik, fremde Bildnerkunst wollten die Mönche an ihrer Stelle hineinpflanzen. — Wissenschaft

Baldhart wurde, wie sein Vater es gewünscht hatte, ein mächtiger Bischof. Häufig führte er im Eisenwams seine Kriegsleute dem Reichsheere zu, häufig verlebte der Kaiser bei ihm das Pfingstfest, ritt mit ihm auf die Jagd, besprach mit ihm die Fragen des Reiches und schickte ihn als seinen Gesandten in fremde Länder. Leben des Abts

11. Kapitel. Kaiser und Papst (Die Frankenkaiser).

Am Rheinufer bei Kaiserswerth lag ein schön geschmücktes Schiff. Der Erzbischof Anno von Köln hatte die Kaiserinwitwe mit ihrem zwölfjährigen Jungen Heinrich (1056—1106) zu einer Flußfahrt eingeladen. Kaum hatte Heinrich das Schiff betreten, da stieß es vom Lande ab. Sofort war ihm klar, daß der Erzbischof ihn entführen wollte. Anno suchte dem Jungen freundlich zuzureden, aber Heinrich stieß ihn zur Seite und sprang mit einem mächtigen Satze in den flutenden Rhein. Mit Mühe wurde er wieder aufgefischt. Anno hatte erreicht, was er wollte: der junge König war nun für einige Jahre in seiner Hand. Jahre vergingen, bis Heinrich mündig wurde. Immer übermütiger und selbstsüchtiger schalteten die Fürsten im Lande. Wie schwer war es da für Heinrich, als er, noch nicht 15 Jahre alt, die Herrschaft in Deutschland selbst übernahm (1065)! Heinrichs Jugend

Ein Abgesandter des Papstes trat vor König Heinrich: „Der heilige Vater kann es nicht länger dulden, daß du die Bischöfe ernennst und dir dafür Geld bezahlen läßt. Das Recht der Einsetzung gebührt dem Papst; ihm allein und nicht dem Kaiser sind alle Geistlichen Gehorsam schuldig. Kein Priester darf verheiratet sein; die Diener der Kirche sollen nicht ihr Herz an weltliche Dinge hängen.“ Aber der junge König herrschte ihn an: „Soll ein fremder Herr über die deutschen Bischöfe gebieten, die fast ein Drittel des Reiches verwalten? Besteht nicht über die Hälfte des Reichsheeres aus den Aufgeboten der Abteien und Bistümer? Was soll aus dem Reiche werden, wenn der König die Bischöfe nicht Streit mit dem Papst über die Einsetzung der Bischöfe

mehr einsetzen darf?" Auch viele deutsche Priester dachten wie der König; sie wollten nichts von dem Eheverbot wissen und nicht von ihren Frauen und Kindern lassen.

Der Gesandte kehrte nach Rom zurück und erstattete dort dem Papste
Gregor VII. Gregor VII. Bericht. Zornig reckte der Papst seine kleine Gestalt auf, und über seine bleichen Gesichtszüge flog entschlossene Kampfesfreude. „Ha, du Knabe," rief er, „glaubst du, der oberste Herrscher von Deutschland zu sein? Der Papst ist von Christus als Gottes Stellvertreter eingesetzt, und alle Kaiser und Könige der Welt sind ihm demütigen Gehorsam schuldig."

Gregor schrieb einen Brief an den König und drohte ihm mit Ab-
Ausbruch des Kampfes setzung. Da geriet Heinrich in maßlosen Zorn. Er fühlte Ehre und Sicherheit des Reiches verletzt und diktierte ein Antwortschreiben nach Rom. Das begann mit den Worten: „An Hildebrand, nicht mehr den Papst, sondern den falschen Mönch," und der Schluß lautete: „Denn wir, Heinrich von Gottes Gnaden, mit allen unseren Bischöfen sagen dir: Steige herab, steige herab!"

Gregor bannte ihn: „Christus hat mir die Macht gegeben zu binden
Der Bann und zu lösen; so löse ich alle Untertanen von dem Eide, den sie Heinrich, der früher König war, geschworen haben." In keine Kirche sollte er mehr treten dürfen, kein Priester sollte ihm das Abendmahl spenden; wer ihn aufnahm oder ihm half, dem sollte es ebenso gehen.

Die deutschen Fürsten dachten gleich, das sei eine Gelegenheit, von
Abfall der Fürsten Heinrich abzufallen. Denn es sollte wieder so werden wie während seiner Kindheit, wo kein Hahn danach gekräht hatte, was sie machten. Was kümmerte sie das Reich! Aber auch die einfachen Leute hatten große Angst vor dem Bann; sie meinten, wenn sie aus der Kirche ausgestoßen wären, kämen sie in die Hölle. Und auf einmal stand der König verlassen da, und die Fürsten riefen das Volk zu den Waffen.

Es war mitten im Winter, als Heinrich mit seiner Frau, seinem zwei-
Heinrich in Canossa jährigen Kinde und wenigen Freunden über die verschneiten Alpen nach Italien zog. Gregor war auf dem Wege nach Deutschland, um dort einen festen Bund mit den Fürsten zu schließen. Da hörte er, daß Heinrich nahte. Er meinte, der König rücke mit einem Heere heran, und flüchtete
1077 sich auf das Schloß Canossa. Das ragt auf steilem Felsen etwa fünfzig Meter hoch über das Gebirge. Aber Heinrich war gekommen, um Buße zu tun. Mehrere Male am Tage zeigte er sich barfuß in härenem Gewande trotz der Winterkälte vor dem Burghof und bat um Einlaß. Dazwischen verhandelte er mit einem Freunde Gregors über ihre Versöhnung. Am dritten Tage endlich ließ Gregor das Burgtor öffnen, löste ihn vom Bann und reichte ihm das Abendmahl, nachdem Heinrich versprochen hatte, den römischen Papst zum Schiedsrichter

zwischen dem deutschen Kaiser und den deutschen Fürsten zu wählen. Als man dann gemeinsam bei Tische saß, rührte der Kaiser keine Speise an und bearbeitete in finsterem Schweigen die Tischplatte mit dem Fingernagel.

Bürgerkrieg

Schleunigst kehrte Heinrich nach Deutschland zurück; nun hatte keiner mehr eine Ausrede, ihm untreu zu sein. Ein Bauernheer stellte sich ihm zur Verfügung. Die Fürsten hatten inzwischen einen Gegenkönig gewählt, und es begann in Deutschland ein jahrelanger, schrecklicher Bürgerkrieg. Schließlich stieß der Papst den Kaiser, der das Schiedsgericht immer wieder hinausgeschoben hatte, schon zum zweiten Male aus der Kirche aus. Gar mancher fragte bereits: „Ist der Bann denn wirklich so gefährlich?" „Hört," hieß es eines Tages, „ein Gottesurteil ist geschehen, dem Gegenkönig ist die Rechte abgeschlagen worden, mit der er Heinrich einst Treue gelobt hat." Und von Tag zu Tag wuchs Heinrichs Anhang. Es kam die Zeit, da er mit seinem Heere in Rom einzog und der Papst aus Rom flüchten mußte. Kein Gedanke an Nachgiebigkeit kam Gregor bis zu seinem Tode; „rauh wie der Nordwind" blieb er bis zu seiner letzten Stunde gegen seine Feinde.

Gregors Ende

Gregors Nachfolger setzte den Kampf fort. In Italien hatte Heinrich schließlich keine Anhänger mehr, aber in Deutschland widerstand ihm niemand. Nun mußte hier nach dem schrecklichen Durcheinander der letzten Jahre endlich Ordnung geschaffen werden. Heinrich hielt einen großen Reichstag in Mainz ab und verkündete einen allgemeinen Landfrieden. „Wir verbieten den Fürsten und Herren, einen Kriegszug auf eigene Faust zu beginnen; wenn sie sich von jemand ungerecht behandelt fühlen, so mögen sie vor ein Gericht gehen und den Schuldigen verklagen." Wie atmeten da die Bürger und Bauern auf!

Landfrieden

So durfte der Kaiser also nach all den bitteren Erfahrungen seines Lebens endlich ein sorgenfreies Alter erhoffen. Sein Volk blickte dankbar zu ihm auf. Nur die Fürsten standen grollend beiseite. Doch anders dachte sein Sohn Heinrich. Merkte denn der alte Kaiser nicht, daß der Adel ihm wegen des Landfriedens zürnte und einen neuen Aufstand vorbereitete? Wenigstens für sich selbst wollte er den Thron retten. Und eines Tages bekam Kaiser Heinrich die Nachricht, die Fürsten hätten einen Aufstand gemacht und einen Bund mit dem Papst geschlossen, an ihrer Spitze stehe sein eigener Sohn. Bald darauf lagen sich Vater und Sohn mit ihren Heeren gegenüber; sie trafen sich zu einer Unterredung. Mit heiligen Eiden beteuerte Heinrich dem Vater seine Liebe und überredete ihn, Weihnachten mit ihm in einer Burg zu verleben und seine Kriegsmannen vorher zu entlassen. Als das Burgtor sich schloß, war Heinrich der Gefangene seines Sohnes.

Abfall der Fürsten und des jungen Heinrich

Die Rebellen und die päpstlichen Gesandten waren zu Ingelheim ver-

sammelt. Der alte Kaiser flehte, am Boden liegend, sich vor allen deutschen Fürsten rechtfertigen zu dürfen. Sie aber zwangen ihn, im Beisein seines Sohnes ein langes Sündenbekenntnis abzulesen und zuletzt auf die Krone und allen seinen Besitz im Reiche zu verzichten.

Der alte Kaiser war aus Ingelheim entflohen; jubelnd nahmen die Kölner ihn in ihren Mauern auf. Noch einmal sammelte er Truppen und zog gegen seinen Sohn. „Dieser Mann zeigte bei allem Mißgeschick stets einen königlichen Sinn. Er wollte lieber sterben als unterliegen." So schrieb sogar einer seiner Feinde. Da ergriff ihn in Lüttich eine Krankheit, und nach wenigen Tagen starb er. Jahrelang mußte sein Sarg an ungeweihter Stätte stehen; doch in treuer Liebe hüteten und schmückten ihn die Bürger von Speyer. Bauern legten Erde auf den Sarg und streuten sie dann auf ihre Felder, um diese fruchtbar zu machen.

Heinrichs Tod

12. Kapitel. Auf dem Kreuzzuge.

So etwas hatten die Deutschen noch nie erlebt! Was war denn in die Leute gefahren, die da auf allen Straßen aus Frankreich und Lothringen herangezogen kamen, viele von Weib und Kind begleitet, manche mit einem alten Spieß oder einem rostigen Schwert in der Faust, manche ganz ohne Waffen! Alle trugen ein Kreuz auf Rock und Mantel genäht, redeten aufgeregt durcheinander und beteten und sangen auf der Straße. Und wenn man die Leute erst erzählen hörte! Nach Jerusalem wollten sie, wo der Herr Christus gestorben war und wo jetzt die Sarazenen oder Türken, ein Reiterstamm aus Innerasien, den Pilgern auflauerten. Das heilige Grab wollten sie von der Herrschaft der Ungläubigen befreien, obwohl sie keine Waffen hatten und den Weg überhaupt nicht kannten. Kaum waren diese ungeordneten Scharen donauabwärts gezogen, als ihnen ein glänzendes Ritterheer auf dem Wege nach Kleinasien folgte.

Kreuzzugsbegeisterung

Das Ritterheer

Daselbst erhub sich große Not;
Viel Steine gab's und wenig Brot,
Und mancher deutsche Reitersmann
Hat dort den Trunk sich abgetan.
Den Pferden war's so schwach im Magen,
Fast mußt' der Reiter die Mähre tragen.

Und wenn dann erst die flinken türkischen Reiterschwärme über die schwergewaffneten Ritter herfielen!

Endlich, nach drei mühevollen Jahren lag das langersehnte Jerusalem vor den Kreuzfahrern. Weinend und jauchzend sanken sie zu Boden und küßten die heilige Erde. Sie zogen die Schuhe aus, denn nur barfuß wollten sie in des Heilands Spuren treten. Hunderttausende waren ausgezogen, wie man sagte; zwanzigtausend hatten das Ziel erreicht. Doch erst

Eroberung von Jerusalem

nach schwerer Belagerung drangen sie über die Mauern der heiligen Stadt. Dann zogen sie mit Lobgesängen in die Kirche des heiligen Grabes und dankten Gott für seine Gnade. 1099

Viele Ritter blieben im Morgenlande; sie ließen sich Burgen bauen und nahmen viele Gewohnheiten der Sarazenen an, deren Ritterlichkeit und Edelmut sie bewunderten. Sie erkannten, daß die Ungläubigen doch nicht so schlimm waren, wie man immer behauptet hatte.

Handel zwischen Europa und dem Morgenlande

Ein buntes Leben und Treiben wogte in den Hafenstädten Palästinas. Die klugen Kaufleute aus Venedig und Genua hatten schnell eingesehen, welche Vorteile sie aus dem Kreuzzug ziehen konnten. Karawanen aus den Märchenstädten Bagdad und Damaskus brachten Teppiche, „Damast" und „Damaszener"-Klingen ans Mittelmeer. An der Küste des Roten Meeres luden arabische Schiffe Seide und Porzellan aus China aus, indische Gewürze, Perlen und Edelsteine und afrikanisches Elfenbein. Das ganze Mittelmeer war mit einem Male von Schiffen belebt, die zwischen Paläſtina und den italienischen Häfen hin und her fuhren. Mailändische Kaufleute bepackten mit diesen Kostbarkeiten ihre Saumtiere und schickten sie über die Alpen nach Deutschland.

Das Ende der Kreuzzüge

Nur 90 Jahre dauerte die Herrlichkeit des Königreiches des heiligen Grabes. Dann eroberten die Sarazenen Jerusalem wieder zurück. Wohl zog noch manches Kreuzheer nach Osten: Deutsche, Engländer, Franzosen, Italiener, und Könige und Kaiser führten die Züge. Bestes deutsches Blut ist wieder und immer wieder fern im Osten geflossen und der eigenen Nation verlorengegangen. Schließlich aber war es wieder so wie früher, daß ganz Paläſtina den Ungläubigen gehörte (seit etwa 1250).[1]

13. Kapitel. Rittertum.

Der Burgsaal

Das Jahr 1150 ging zu Ende. Oben auf dem Berge lag tief verschneit die Ritterburg. Im Saal saß frierend, in einen Bärenpelz gehüllt, der Burgherr Hartmut mit seinem jüngeren Bruder beim Schachspiel. Notdürftig hielten die Holzläden die Kälte ab; ein Kienspan qualmte und rußte in dem halbdunklen Raum.

Der Spielmann

Der Wächter oben auf dem Bergfried stieß ins Horn. Der Ritter trat in die tiefe Fensternische und stieß den Laden zurück. „Eia," rief er froh, „ein Spielmann! Der wird uns die Langeweile vertreiben!" Ein Knecht hatte inzwischen die Zugbrücke niedergelassen, und der Spielmann ritt in den Burghof. An der Treppe, die von außen zum Saal des Burgstalls oder Palas hinaufführte, empfing ihn der Ritter. Die Burgbewohner folgten mit frohen Gesichtern.

Der Spielmann ergriff die Fiedel und begann mit dem Lied von Sieg-

[1] An die Zeit der Kreuzzüge erinnert vielleicht noch das alte Kinderlied: Wir reisen nach Jerusalem.

frieds Kampf mit dem Drachen. Dann sang er ein Liedchen vom Frühling und bösen Winter. So etwas hörten die Leute immer gern, und solche Lieder waren es auch, die 50 Jahre später Herrn Walther von der Vogelweide weitberühmt in allen deutschen Landen machten. Der Ritter beherbergte den Spielmann acht Tage auf der Burg und schenkte ihm beim Abschied einen Mantel. —

Die Jagd

Gott sei Dank, der Frühling war endlich gekommen! Nun hielt es Herrn Hartmut nicht länger auf der Burg. „Frisch auf zum fröhlichen Jagen!" klang es. Heulend zerrte die Meute an der Leine. Als sich auch die Ritterfrau auf ihren Zelter geschwungen hatte, ging es mit frohem Geschrei in den Wald. Hierhin und dorthin zerstreuten sich die Jäger. Aus dem Schilf des Teiches stieg ein Reiher empor. Die Ritterfrau löste dem Falken auf dem Lederhandschuh die Kappe und warf ihn mit starkem Schwunge in die Luft. Bald stieß der Falke auf den Reiher herab. Die Federn stoben; endlich flatterte der Reiher verendend zu Boden.

Vorbereitung des Turniers

Nach einigen Wochen belebte emsiges Treiben die Burg. Ein Bote hatte eine Einladung zu dem großen Turnier überbracht, mit dem der Landgraf von Thüringen das Pfingstfest feiern wollte. Die Frauen suchten Woll- und Leinenstoffe aus den Truhen ihrer Kemenate,[1] nähten Waffenröcke und Mäntel und bestickten sie mit Gold und Seide. Die Knappen prüften in der Rüstkammer Harnische und Speere. Die Bauern mußten junge Bäume aus dem Walde holen, Speere daraus schnitzen und sie bemalen; der Schmied brachte manche alte verrostete Waffe wieder in Ordnung. Als alles fertig war, ritt die frohe Schar in festlichem Zuge nach der Wartburg. Zahllose Menschen wimmelten dort durcheinander: edle Frauen, Ritter, Knappen und Spielleute. Jubelnd wurden der Ritter und seine Frau von ihrem Sohn begrüßt. Der weilte bereits seit einem Jahr als Edelknabe am Hofe, damit er dort Rittertugend lerne. Er erzählte ihnen, was er schon alles konnte. Bei Tisch mußte er die Speisen auftragen und zerlegen; er wußte, daß man nicht mit den Fingern, sondern nur mit einer Brotkruste sich das Essen aus der Schüssel holt und den Mund nicht am Tischtuch abwischt. Er hatte gelernt, zierliche Verbeugungen zu machen und die Frauen mit höflichen Worten zu begrüßen. Er konnte tanzen, fiedeln, singen und dichten, reiten, springen, fechten und ringen, im Galopp von einem Pfahl mit dem Speer einen Ring oder Handschuh herabstechen. Schon hatte er auch als Knappe seinen Herrn zu Turnieren und in den Kampf begleitet.

Erziehung des Knappen

Das Turnier

Bei Eisenach war der große Turnierplatz abgesteckt und mit Sand bestreut; ringsum leuchteten von den Holzgerüsten die gelben, grünen und roten Kleider der Frauen. Der Ritter ließ sich von seinen Knappen die

[1] Das Wort Kemenate hängt mit Kamin zusammen; das Frauengemach war das einzige heizbare Zimmer auf der Burg.

Eisenhosen und das Ringhemd anlegen. Über die Rüstung zogen sie ihm den langflatternden, ärmellosen Waffenrock, der ebenso wie der dreieckige Schild und der Schmuck auf dem topfartigen Helm seine Wappenfarben zeigte.

Jetzt war er zum Kampfe bereit. Ritter Rüdiger aus dem gegenüber haltenden Haufen ritt hervor; die Gegner senkten die Speere und ritten gegeneinander an, erst langsam, dann in gestrecktem Galopp. Die Speere zersplitterten; Herr Hartmut hatte den Stoß ausgehalten, Herr Rüdiger war auf den Sand gefallen. Die Knappen liefen herbei und halfen dem Gestürzten auf. Zuletzt kämpften alle Ritter in zwei Abteilungen gegeneinander. Als die Speere zerbrochen waren, schlugen sie mit den Schwertern aufeinander los. Am Abend verteilte die Landgräfin den Siegern die Preise: eine Schleife, einen Handschuh.

Schwertleite

An einem der nächsten Tage erhielten viele Knappen die Schwertleite. Sie traten vor den Landgrafen; er gürtete ihnen das Schwert um und machte sie damit zu Rittern. „Wahret die Ehre der großen ritterlichen Gemeinschaft, der ihr nun angehört", sprach er; „seid treu gegen euren Herrn, schützt die Schwachen, ehrt die Frauen, erbarmt euch des nothaften Volkes, tut Wehr und Buße dem Unrecht!"[1] —

Kreuzfahrt

Der Ritter war wieder heimgekehrt. Unruhig schritt er im Saal auf und ab; ihn quälte der Gedanke, träge zu „verliegen", während andere auf der Suche nach Abenteuern in die Ferne zogen, edle Frauen vor Räubern erretteten und wunderkühne Taten vollbrachten, welche die Spielleute in allen Ländern verkündeten. Ja, er wollte auch hinausziehen, wollte das Kreuz nehmen und die Ungläubigen bekämpfen.

Auf dem Söller stand weinend die Burgfrau und winkte mit ihrem Schleier dem kleinen Häuflein den Abschiedsgruß nach. Jahrelang blieb sie ohne Kunde von ihrem Gemahl. Ihre Nachbarn drohten ihr mit Gewalt, wenn sie sich nicht zu einer neuen Ehe entschlösse. Endlich gab sie nach. Schon war das Hochzeitsmahl gerüstet, da trat ein Bettler in den Saal, und an seinem Ring erkannte sie ihn als ihren Herrn und Gemahl.[2]

---

[1] Die Rittersitten kamen aus Frankreich nach Deutschland. Zugleich drangen eine Reihe französischer Lehnworte in unsere Sprache ein, z. B. Abenteuer, Banner, fein, galoppieren, Harnisch, Lanze, Partei, pirschen, Preis, Standarte, Tanz, turnieren.

[2] Wer alte Ritterburgen und Burgruinen sehen will, der wandere im Tal des Rheins, Neckars, der Saale, in den schlesischen Bergen, in der Oberpfalz und in Tirol. Besonders reich an deutschen Ritterburgen ist auch das Elsaß. Westfalen ist durch seine Wasserburgen bekannt. Viele heutige Redensarten stammen aus der Ritterzeit, z. B. im Stiche lassen, aus dem Stegreif, etwas im Schilde führen. Suche mehr! Erkläre die Ausdrücke „höflich" und „hübsch" (= höfisch)!

14. Kapitel. Die Schwabenkaiser (Hohenstaufen).

Friedrich Rotbart, der Hohenstaufe (1152—1190), hatte seine Mannen zum Reichskriege aufgeboten und zog mit einem stattlichen Ritterheer über die Alpen gegen Mailand, die mächtigste der nordKampf gegen Mailand italienischen Städte. An den Toren und Brücken erhoben die Mailänder die Zölle, die dem Kaiser gebührten; anstatt vom Kaiser ihre Beamten zu erbitten, wählten sie ihre Bürgermeister selbst und gaben sich selbst die Gesetze.

Die Städter verteidigten heldenhaft ihre Freiheit. Mit unermüdlichem Eifer betrieb Friedrich die Belagerung Mailands. Oft wagte er sich ins dichteste Getümmel und leitete einmal selbst die Löscharbeiten beim Brande einer Belagerungsmaschine. Endlich erzwang das hungernde Volk vom Rat die Übergabe auf Gnade und Ungnade. Die höchsten Beamten erschienen vor dem Kaiser, nackte Schwerter am Hals tragend. Wehklagend warfen sich die Ritter und Bürger vor ihm auf die Knie, um Jesu willen erflehten sie mit Kreuzen in den Händen Erbarmen. Aber kalt und unbeweglich blieb des Kaisers Antlitz, als er ihnen den Befehl gab, mit aller ihrer Habe die Stadt zu verlassen und sich weithin verstreut in vier Dörfern als Bauern anzusiedeln. Die Stadt selbst gab Friedrich dem Zorne der kleinen Städte preis, die von Mailand unterdrückt worden waren. Wochenlang lagerte der Rauch über der Stelle, wo einmal Mailand gestanden hatte (1162).

Ein neuer Papst war inzwischen gewählt worden, Alexander III. Reichstag von Bisonz Vor Jahren schon war er als Kardinal auf einem Reichstag in Bisonz (Besancon) mit dem Kaiser zusammengeraten. Damals hatte er vor den versammelten Herzögen, Grafen, Bischöfen und Äbten die Worte gewagt: „Von wem hat denn der Kaiser sein Reich als vom Papst?" Außer sich vor Zorn über diese Anmaßung und Beschimpfung des Reiches hatte der Pfalzgraf von Wittelsbach sein Schwert aus der Scheide gerissen, und nur dem persönlichen Dazwischentreten des Kaisers verdankte der Kardinal sein Leben. Aber der Kanzler des Reichs, der Niedersachse Rainald von Dassel, hatte ein Antwortschreiben an den Papst gerichtet: „Eher legen wir die Krone nieder, als daß wir sie zugleich mit unserer Person so in den Staub ziehen lassen."

Es war klar, zwischen diesem Papst und diesem Kaiser konnte der Friede nicht erhalten bleiben.

Abermals zogen zwei große Ritterheere gegen Rom. Der Papst mußte Kampf gegen den Papst in Pilgertracht auf einem Nachen den Tiber hinab aufs Meer flüchten. In Rom zog der Kaiser ein. Da fiel nach sengend heißen Tagen ein Platzregen. Fieberdünste wallten empor, eine Seuche griff im Heere um sich. Zwanzigtausend Krieger starben binnen einer Woche, es starben Bischöfe, es starben Fürsten. Am zwölften Tage sank Rainald dahin, er, der wie

kein zweiter mit glühender Begeisterung und unbeugsamem Willen immer nur für die Größe des Reichs gekämpft und gearbeitet hatte. Die Städte erhoben sich, Rom war verloren, der Papst jubelte, ein allgemeiner Städtebund entstand in Oberitalien, und Friedrich mußte froh sein, daß er sich nach Deutschland retten konnte. Auch das zerstörte Mailand wurde wieder aufgebaut.

Heinrich der Löwe

Friedrichs letzte Hoffnung war nun noch sein Vetter Heinrich der Löwe aus dem Geschlechte der Welfen, der Herzog von Sachsen und Bayern. Während Friedrich in Italien kämpfte, führte der Welfenherzog im deutschen Osten das große Werk weiter, das die Sachsenkönige Heinrich I. und Otto der Große begonnen hatten: das alte germanische Ostland dem deutschen Volke wiederzugewinnen. Siedlungsland galt es den vielen Volksgenossen zu verschaffen, denen im westelbischen Deutschland der Raum zu eng zu werden begann. In Mecklenburg, Holstein und Pommern schützte sein Schwert die Arbeit der deutschen Bauern, Handwerker und Kaufleute. Weithin im Osten zitterten die Slawen vor dem Namen des Löwen. Als Heinrich einst einen unterworfenen Slawenfürsten mahnte, zum Christentum überzutreten, antwortete dieser: „Mag der Gott, welcher im Himmel ist, dein Gott sein, du sollst unser Gott sein; wir sind es zufrieden. Verehre du jenen, wir wollen dich verehren!“ Und ein Chronist jener Zeit schreibt von den Slawen: „Einzig der Herzog flößt ihnen Furcht ein. Er hat mehr als alle Herzöge vor ihm, ja noch mehr als der große Otto die Kraft der Slawen gebrochen, ihnen den Kappzaum angelegt und lenkt sie nun, wohin er will. Erklärt er Frieden, so gehorchen sie. Gebeut er Krieg, so sagen sie: Wir sind bereit.“ Grafen und Bischöfen zwang Heinrich, „der ungekrönte König von halb Deutschland“, herrisch seinen Willen auf und zwar nicht nur in Norddeutschland, sondern genau so in Bayern. An einer neuerrichteten Isarbrücke gründete er hier die Stadt München. In Braunschweig erbaute sich Heinrich seine Pfalz, die Burg Dankwarderode, nach dem Vorbild der Aachener Pfalz Kaiser Karls und setzte als Sinnbild seines Wirkens das Standbild des sprungbereiten Löwen davor.

Zusammenkunft Friedrichs und Heinrichs

Zu all dem hatte der Kaiser bisher geschwiegen. Nun standen sich in einem Alpendorf der Staufer und der Welfe gegenüber: „Du weißt, Vetter, ich habe nie etwas dagegen gesagt, wenn du wie ein zweiter Kaiser in deinem Lande schaltetest. Wie oft haben dich die anderen Fürsten bei mir verklagt; stets habe ich sie abgewiesen. Du mußt mir jetzt ein Heer für den Römerzug stellen.“ Italien, Rom, was bedeutete das dem Sachsenherzog! All seine Liebe, all sein Kämpfen und Schaffen galt dem deutschen Osten. Aber vielleicht überließ ihm der Kaiser als Entgelt die Reichsstadt Goslar mit ihren Silberbergwerken! Dann konnte er es wohl verschmerzen, seine Macht zu mindern, indem er ein Ritterheer

nach Italien schickte. Aber zornig brauste Friedrich auf: „Nie gebe ich ein einziges Gut des Reiches preis, schweige mir mit solchen Vorschlägen!" „Dann kann ich dir nicht einen Mann zu Hilfe schicken."

Friedrichs Niederlage bei Legnano

Friedrich wagte allein mit seinen schwachen Kräften den Kampf gegen die Städte. Aber vergebens stürmten bei Legnano seine Ritter gegen die vorgestreckten Lanzen des mailändischen Fußvolkes an; Roß und Mann stürzten, und in den wirren Knäuel hieben die Reiter der Städte ein. Den Kaiser warf sein tödlich getroffenes Tier ab. Tagelang hielt man ihn für tot, bis er sich auf abenteuerlicher Flucht zu den Seinen durchschlug. „Klüger ist's, ich gebe rechtzeitig nach, ehe ich ganz unterliege," beschied sich endlich Friedrich. Die Städte bekamen die Zölle und die Selbstverwaltung und gelobten, im Verbande des Deutschen Reiches zu bleiben. Kaiser und Papst erkannten sich gegenseitig an.

1176

Friede

Sturz Heinrichs des Löwen

Bei seiner Rückkehr nach Deutschland ward Friedrich von den Klagen der Fürsten über die Gewalttätigkeiten des Löwen empfangen. Diesmal wies er die Beschwerden nicht ab; er lud Heinrich vor einen Fürstentag. Mit schwerem Herzen sah er, wie der Herzog in starrem Trotze jede Aufforderung, den Streit in Frieden beizulegen, unbeachtet ließ. So wurde die Acht über Heinrich ausgesprochen. Als Friedrich mit dem Aufgebot der Fürsten in seine Herzogtümer einrückte, verließen den Geächteten fast alle seine Ritter. Der Kaiser zog in Braunschweig ein. Nun endlich warf Heinrich sich seinem Vetter zu Füßen. Das große Welfenreich ward in ein halbes Dutzend kleine Herrschaften zerschlagen und an andere Fürsten verteilt. Heinrich behielt nur einen kleinen Rest seines Landes und mußte auf drei Jahre in die Verbannung gehen (1180). Das war ein schwerer Schlag für das kämpfende Deutschtum in den Grenzlanden des Ostens und Nordens. Slawen und Dänen atmeten erleichtert auf.

Friedrichs Kreuzzug und Tod

Als gewaltigster Herrscher in Europa führte der alte Kaiser, dessen Bart schon weiß geworden war, ein Kreuzfahrerheer durch Kleinasien. Frisch und rüstig wie immer saß er im Sattel, das Vorbild aller Ritterschaft. Ein Flüßchen hemmte den Zug. Der Kaiser trieb ungeduldig sein Roß in die Fluten. Er ward fortgerissen und ertrank vor den Augen seines Heeres. Unendlicher Jammer erscholl; „an dieser Stelle und bei diesem traurigen Bericht versagt unser Griffel und verstummt unsere Rede", schreibt ein alter Chronist.

1190

Kaisersage

Aber das Volk glaubte nicht an den Tod des Kaisers Rotbart; es erzählte in trüben späteren Jahrhunderten, er sitze schlummernd im Kyffhäuser.

Der alte Barbarossa,
Der Kaiser Friederich,
Im unterird'schen Schlosse
Hält er verzaubert sich.

Er ist niemals gestorben,
Er lebt darin noch jetzt,
Er hat im Schloß verborgen
Zum Schlaf sich hingesetzt.

Er nickt als wie im Traume,
Sein Aug' halb offen zwinkt:
Und je nach langem Raume
Er einem Knaben winkt.

Er spricht im Schlaf zum Knaben:
„Geh hin vors Schloß, o Zwerg,
Und sieh, ob noch die Raben
Herfliegen um den Berg!

Und wenn die alten Raben
Noch fliegen immerdar,
So muß ich auch noch schlafen
Verzaubert hundert Jahr."

Deutsche Not unter den letzten Hohenstaufen

Dreißig Jahre waren seit Friedrich Rotbarts Tode vergangen. Der Kaiser, sein Enkel, lebte in Italien und sprach Italienisch als seine Muttersprache; die Deutschen mochten sehen, wo sie blieben. Hilferuf auf Hilferuf erging an ihn aus dem bedrängten Deutschland. „Herr Kaiser, die Dänen wollen die deutsche Nordmark vom Reiche losreißen! Rette Holstein, Hamburg und Lübeck!" Der Kaiser schickte keine Hilfe. Da taten sich Fürsten, Ritter, Bürger und Bauern der bedrohten Gaue zusammen und schlugen die Fremden zurück. „Herr Kaiser, aus Osten naht Verderben; der Mongolensturm braust aus Innerasien heran! Schütze die deutschen Grenzen!" Der Kaiser schickte nur wohlmeinende Ratschläge; er hatte ja in Italien mit dem Papst und den Städten schon seit vielen Jahren auf Tod und Leben zu kämpfen. Heldenmütig erlag Herzog Heinrich von Liegnitz den wilden Horden; doch sein Widerstand hatte ihren Ansturm gebrochen. Der Kaiser aber hat Deutschland nur zweimal für kurze Zeit betreten; er starb unbesiegt mitten im wilden, haßerfüllten Kampfe mit dem Papst im besten Mannesalter auf einem italienischen Schlosse.

1241

Konradin

Auch nach seinem Tode gingen die Kämpfe der Hohenstaufen in Italien weiter, bis zuletzt von dem berühmten Geschlecht nur noch der sechzehnjährige Konradin übrig war. Trotz der flehentlichen Bitten seiner Mutter zog auch er nach diesem lockenden, verhängnisvollen Italien, dem schon so viel edles deutsches Blut geopfert worden war. Auch ihm ließ die Sehnsucht nach dem Süden keine Ruhe; er mußte den Spuren seiner Ahnen folgen, mußte das Erbe seiner Väter dem französischen Herzog entreißen, den der Papst gegen das „Otterngezücht der Staufer" ins Land gerufen hatte.

1268

Und nun war er in der entscheidenden Schlacht unterlegen, auf der Flucht gefangen worden und saß jetzt im Gefängnis zu Neapel. Die Kerkertür tat sich auf, ein Bote des Siegers trat ein und verkündete Konradin das Todesurteil, das das „Gericht" wegen Hochverrats gegen ihn ausgesprochen hatte.

Auf dem Marktplatz in Neapel war das Schafott aufgeschlagen. Einen langen Blick ließ Konradin über das blaue Meer und den rauchenden Vesuv schweifen. Ja, dies Südland war doch schön! Dann legte der letzte Staufer sein Haupt auf den Block. Der Traum von der deutschen Kaiserherrlichkeit war ausgeträumt.

15. Kapitel. Deutsches Bauerntum.

Über zwei Jahrhunderte waren vergangen, seit König Heinrich im ersten Reich der Deutschen seinem Volk Ordnung und Sicherheit für seine Arbeit geschaffen hatte. Wohl waren auch seitdem noch im Bürgerkrieg um die Reichseinheit Dörfer verbrannt und Felder zerstampft worden; die Kaiser hatten Römerzüge und Kreuzzüge ins ferne Italien und nach Palästina geführt. Daheim das deutsche Volk aber hatte Jahrzehnt für Jahrzehnt treu und unermüdlich gearbeitet. Und so war Deutschland ein blühendes, dichtbesiedeltes Land geworden, ein Land, bedeckt mit unzähligen Bauerndörfern, mit Kirchen und Klöstern, Burgen und Städten. Aber trotz Burgen, Klöstern und Städten waren noch immer über neun Zehntel des deutschen Volkes Bauern.

Wirtschaft

Wie vor Jahrhunderten ihre germanischen Vorfahren bestimmten sie in der Bauernversammlung alljährlich, welche Frucht in jedem Gewann angebaut werden sollte; sie führten den Pflug über das Land, säten und ernteten, trieben Rinder und Rosse auf die Allmende. Stolz trug jeder Bauer das Kurzschwert an seiner Seite, stets bereit, die Scholle der Väter mit dem Leben zu schützen. Daheim im Bauernhaus spann und wob die Frau, nähte die Kleider, mahlte das Korn, buk das Brot, braute das Bier. Was der Bauer brauchte, das stellte er alles selbst in eigener Wirtschaft her.

Bauern und Ritter

Viele Bauern bewirtschafteten als freie Männer auf eigener Scholle ihre Hufe. Andere zahlten als „Hintersassen" dem Ritter, ihrem Herrn, einen mäßigen Zins und leisteten ihm Frondienste. Auch sie hatten meist keine Ursache zu klagen. Die Erträge der Ernte wuchsen von Geschlecht zu Geschlecht, die Abgaben aber blieben die gleichen. Der Ritter schützte seine Bauern vor Gewalttat, und unangefochten vererbten sie ihr Gut vom Vater auf den Sohn, vom Sohn auf den Enkel.

Bauerngeschlecht auf Bauerngeschlecht hatte im Laufe der Jahrhunderte Formen des Hauses und Hausrats, Lieder, Sitten und Bräuche geschaffen, wie sie eben nur zu deutschen Bauern und zu deutscher Landschaft passen. In unwandelbarer Treue wurde das Erbe der Väter festgehalten und weitergegeben. Bis heute ist vieles davon lebendig geblieben, wenn auch viele gerade in den letzten Jahrzehnten in großstädtischem Hochmut darauf herabgeblickt haben. Jetzt aber weiß unser Volk wieder, was es daran hat.

Das Bauernhaus

Im Bauernhaus spiegelt sich die Wesensart der verschiedenen deutschen Stämme wider: der Niedersachsen, der Thüringer, der Schwaben, der Bayern. Am zähesten hält an der Bauweise der germanischen Ahnen der Niedersachse fest. In stolzer Vereinsamung lebt er; auch wo er nicht, wie in Westfalen, den Einzelhof bevorzugt, wohnt er doch ein gutes Stück abseits von seinem nächsten Nachbarn. Von der Giebelseite aus betreten wir die gestampfte Diele. Rechts und links recken sich uns neu-

gierig hinter einer brusthohen Balkenwand Rinder- und Pferdeköpfe entgegen. Auf die Diele fahren die Erntewagen, hier wird das Getreide ausgedroschen. Hinten, wo das Herdfeuer flackert, weitet sich der Raum nach rechts und links: wir stehen im gepflasterten Flett. Hier hängt am kunstvoll geschmiedeten Kesselhaken der Kessel, von den Wänden blinkt das Zinn- und Kupfergeschirr. Von hier überwacht das Auge der Hausfrau die gesamte Arbeit in Haus und Stall, hier lauscht am Abend groß und klein den Märchen und Sagen der Großmutter. Schwere geschnitzte Truhen bergen die selbstgesponnenen Linnenvorräte, hölzerne Läden verschließen die tief in die Wand eingelassenen Schlafstellen, die Butzen. Viel städtischer wirkt das *süddeutsche Haus*. Es ruht auf einem Unterbau aus Stein, im Innern sind Flur, Küche, Wohnraum, im ersten Stock die Schlafkammern voneinander geschieden. Stall und Scheune liegen zwar unter demselben Dach, sind aber durch eine Wand von den Wohnräumen getrennt. In *Mitteldeutschland* sehen wir das lustige Hell und Dunkel des Fachwerks; Scheune und Stall umschließen als gesonderte Gebäude mit dem Wohnhaus den Hof, den eine steinerne Mauer von der Dorfstraße scheidet.

Dorfanlage

Dicht drängen sich hier die Häuser aneinander. Auf dem *Anger* spielt sich das Gemeinschaftsleben ab. Hier, auf den Steinsitzen unter der Linde, tagt die Bauernversammlung, in der Nähe steht, mit Vorliebe an erhöhter Stelle, das Kirchlein, oft der Zufluchtsort und die letzte Verteidigungsstellung. Daneben ruhen hinter schwerer Steinmauer die Toten des Dorfes. Auf dem Anger verweilen am Sonntag nach dem Kirchgang die Alten noch eine Weile in bedächtigem Gespräch, auf dem Anger sammelt der Hirt früh am Morgen das Jungvieh, auf dem Anger springt das junge Volk seine Tänze und sammelt sich zum Spiel mit Ball, Scheibe oder Kegeln. Wenn Wald und Felder ruhen, dann schlendern untergefaßt in breiten Reihen die Burschen und Mädel die Dorfstraße auf und ab und lassen die übermütigen oder sehnsuchtsvollen Weisen der Volkslieder in den Abend hinausklingen.

Sitten und Bräuche

Wie seine germanischen Vorfahren schon vor Jahrhunderten und Jahrtausenden, so lebte der Bauer weiter in engster Verbundenheit mit der umgebenden Natur. Froh begrüßt er auf seinem Dache Donars heiligen Vogel, Herrn Adebar, den Storch, der aus Frau Hollas Brunnen die Kinderseelen holt. Froh sieht er die glückbringende Schwalbe, die Wetterprophetin, über seiner Tür nisten, er lauscht dem weissagenden Ruf des Kuckucks oder vernimmt ahnungsvoll den Sterberuf des Käuzchens. Das neuvermählte junge Paar stellt sich den Bienen vor, den Bienen wird der Tod des Hausvaters angesagt. Braut und Bräutigam schmücken sich mit Frau Hollas Rosmarin. „Neunerlei Kraut", in der Kirche geweiht, schützt gegen Krankheit, Hexen, Hagel, Blitzschlag, Feuersgefahr.

Unzählige Bräuche lassen den Bauern den Jahreskreislauf miterleben:

Austreiben und Verbrennen des Winters, „Sommersingen" der Kinder mit buntgeschmückten Zweigen oder Machandelbäumchen (Wacholder) begrüßen das Kommen des Frühlings. Am Gründonnerstag wird das erste junge Grün gegessen; die Osterfeuer reinigen die Luft von den bösen Mächten des Winters, und die Kleinen suchen die Ostereier. Zum letztenmal toben sich die winterlichen Geister in der Walpurgisnacht (30. April bis 1. Mai) aus; am 1. Mai wird das Vieh ausgetrieben, und wer vor Sonnenaufgang Maiwasser schöpft oder mit bloßen Füßen durch das betaute Gras geht, bleibt von Krankheit verschont. Pfingsten werden Brunnen und Quellen mit sprossenden Reisern bekränzt, damit sie nicht im Sommer versiegen; die jungen Burschen holen aus dem Walde den Frühling, einen laubgeschmückten Knaben oder ein Mädchen, schmücken die Tür ihrer Liebsten mit Maien und tanzen den Ringelreihen um die Maikönigin. Lodernde Johannisfeuer grüßen die Sommerwende, glühende Holzscheiben, Abbilder der Sonne, werden die Abhänge hinuntergejagt. Bei der Ernte bleibt die letzte Garbe für Wodans Pferd auf dem Felde stehen, Dankgottesdienst und Kirmes beschließen die mühevollen Wochen der Erntezeit. Zum Schlachtfest im Herbst laden Freunde und Verwandte sich gegenseitig ein oder schicken sich Würste ins Haus: Wurst wider Wurst! Am Martinstag wird der erste Gänsebraten verspeist, und das Martinshorn darf dabei nicht fehlen, wie ja überhaupt fast jedes der Jahresfeste sein eigentümliches Gebäck besitzt. An den langen Winterabenden gibt's Kurzweil genug in den Spinnstuben: alte Geschichten, Lieder, Rätselraten, Neckereien, Pfänderspiele. Der Nikolaustag (6. Dezember) ist die Freude der Kinder, und schließlich kommt Weihnachten heran mit den Krippenspielen, mit Striezel, Mohnklößen, Schweinebraten und Karpfen, den Tieren des altgermanischen Götterpaares Fro und Freia. Um Mitternacht bringt der Bauer dem Vieh Leckerbissen in den Stall und schüttelt im Obstgarten die Bäume: „Schlafe nicht, Bäumchen, Frau Holle kommt!" In den geweihten Nächten (25. Dezember bis 6. Januar) fährt das wilde Heer durch die Luft, aber wo es am wildesten tobt, dort wird die Saat am reichsten aufgehen. Peitschenknallen und Glockenläuten soll in der Neujahrsnacht die Hexen und Gespenster vertreiben. Das ist auch die rechte Zeit im Jahre, um einen Blick in die Zukunft zu tun. So rankt sich eine unübersehbare Menge lustiger und tiefsinniger, oft gar nicht mehr verstandener Bräuche um das Leben des Landvolkes; viele davon sind später auch in die Stadt gedrungen, und wohl jeder von uns wird aus seinen Kindheitserinnerungen oder Wanderungen von solchen Bräuchen erzählen können. —

Bevölkerungszunahme und Siedlungsraum

Die deutsche Bevölkerung betrug unter Heinrich I. etwa 3, unter Friedrich I. 7—8 Millionen. Ein Volk ohne Raum wurde das deutsche Volk aber deswegen nicht. Die jungen Bauernsöhne, die auf der Hufe

ihres Vaters nicht mehr unterkamen, zogen hinauf in die deutschen Bergwälder und rodeten den Urwald. Aber endlich verboten die Kaiser und die Herren, denen die Wälder gehörten, weiteres Roden. Denn wenn es so weiterging, blieb in Deutschland überhaupt kein Wald übrig. Was sollten nun die vielen überzähligen Bauern tun? Da fanden Schaffenskraft und Unternehmungslust des arbeitsfreudigen deutschen Volkes ein neues, ganz großes Feld der Tätigkeit: den menschenleeren, wüsten Raum im Osten, die alte Germanenheimat vor der Völkerwanderung. Es begann eine der größten Taten der deutschen Geschichte: die Kolonisation des deutschen Ostens.

16. Kapitel. Nach Ostland wollen wir reiten.

1. Die Ostsiedlung der Bajuvaren.

Aus dem einst germanischen Böhmen waren die Bajuvaren in ihre neue Heimat Bayern eingewandert. Als erster von allen deutschen Stämmen nahmen sie den Vormarsch nach Osten wieder auf. Kaiser Karl hatte die Awaren, die Nachfolger der Hunnen in Ungarn, bis über die Donau zurückgeworfen. Und nun erging sein Ruf an die bayrischen Bauern, die menschenleeren Wüstungen der Grenzlande wieder zu Ackerland zu machen und einen lebendigen Wall gegen die Raubhorden des Ostens zu bauen. Endlich wieder fuhren die schwerbepackten Planwagen der deutschen Bauern nicht mehr nach Süden und Westen, sondern nach Osten. Sie fuhren hinein in die sonnigen, fruchtbaren Ebenen und Waldtäler Österreichs rechts und links der Donau und in die Gebirgstäler der Ostalpen und erbauten inmitten des Urwaldes ihre Blockhütten. Karl gab Königsland her, um Bauerngüter daraus zu machen; der Erzbischof von Salzburg teilte riesige Strecken Kirchenlandes im neueroberten Osten an Bauern auf; erst so gewann es ja Wert für ihn. Felder entstanden im Tal, Sennhütten auf den Berghängen, Obstgärten und Weinberge am Donauufer. Deutsche Priester und Mönche brachten den Slowenen der Ostalpen das Christentum und damit zugleich die deutsche Sprache. So schuf sich das deutsche Volk seine erste Ostmark „Ostarrichi", Österreich.

Besiedlung Bayerns

Karls Awarenkämpfe

Besiedlung Österreichs

Bald aber brach schwere Notzeit über die jungen Siedlungen herein. Aus den Steppen des Ostens brausten die Reiterstämme der Ungarn heran und ließen Dörfer und Klöster in Flammen aufgehen. Die Zwietracht der deutschen Stämme, die die Kraft des Reiches lähmte, war schuld daran. Aber Österreich und die Alpenländer überstanden in unverzagter Abwehr und nie ermattendem Aufbauwillen die furchtbaren Jahrzehnte. Österreich blieb deutsch.

Die Zeiten der Ungarnnot

So hat hier im deutschen Südosten deutsches Wesen einen Vorsprung von mehreren Jahrhunderten vor dem Nordosten. Um 1200, als an Elbe und Havel gerade erst nach den blutigen Slawenkriegen Heinrichs des

Österreich zur Stauferzeit

Löwen die deutsche Siedlung wieder begann, dichtete in Österreich ein Ritter den stolzesten Heldensang unseres Volkes, das Nibelungenlied, und am Hofe der deutschen Markgrafen in Wien sang Walther von der Vogelweide:

Von der Elbe bis zum Rhein
Und dann wieder bis nach Ungarland,
Da mögen wohl die Besten sein,
Die mir in der Welt nur sind bekannt.

2. In den Elbmarken.

Die Elbmarken seit der Sachsenkaiserzeit

Seit den Sachsenkaisern wogte im Nordosten der Elbe der Kampf zwischen Deutschen und Slawen erbittert auf und ab, zwei Jahrhunderte lang. Die deutsche Zwietracht während des Streits zwischen Kaiser und Papst war Polen zugute gekommen. Der Polenkönig unterwarf für kurze Zeit die slawische Ostseeküste von der Weichsel bis Stettin, er griff sogar über die Oder hinüber. Aber jetzt raffte sich der deutsche Widerstand auf und diesmal endgültig. Nicht die Kaiser, sondern deutsche Fürsten waren diesmal die Führer: in Holstein Graf Adolf von Schaumburg, in Brandenburg der Askanier Albrecht der Bär, in der Mark Meißen die Wettiner und allen voran in Mecklenburg und Pommern der große Welfe Heinrich der Löwe. Unter den Sachsenkaisern war das Slawenland nur unterworfen worden; jetzt aber geschah auch hier im deutschen Nordosten die Tat, die allein das Land dem Deutschtum gewinnen konnte: die Besiedlung durch deutsche Bauern. Nach den vielen Aufständen und Kämpfen lagen weithin die Dörfer verlassen, verödet; riesige Grenzwälder, die die einzelnen Slawenstämme voneinander trennten, harrten der Rodung, weite Niederungen „voll hohen Rohres" der Entwässerung. Und im alten westelbischen Deutschland schrie das Volk nach Raum. Flamen, Holländer, Friesen, Niedersachsen waren es vor allem, die hier das große Werk vollbrachten. —

Beginn der großen Ostsiedlung

um 1150 Zur Zeit, als Friedrich Rotbart Kaiser wurde, kam in ein westfälisches Dorf ein Mann geritten. Er erzählte: „Mich schickt Markgraf Albrecht der Bär; er bietet euch in Brandenburg gutes Land voller Fische und Wild. Überall wandern deutsche Bauern über die Elbe nach Osten."

Auswanderung nach Brandenburg

Das war etwas für die wagemutigen Männer; sie berieten die Sache in der Bauernversammlung auf den moosigen Steinbänken des ummauerten, lindenumstandenen Dorfplatzes, packten ihr Hab und Gut auf Wagen und fuhren, als der Abgesandte des Markgrafen soviel Männer gefunden hatte, wie er für das neue Dorf brauchte, nach Osten. Auf der Fahrt trafen sie einen ähnlichen Wagenzug; die Männer sangen:

Nach Ostland wollen wir reiten,
Nach Ostland wollen wir weit;

All über die grüne Heiden,
Frisch über die Heiden,
Da ist ein besserer Ort.

Endlich fanden sie die Stelle, die für das neue Dorf bestimmt war. Zu beiden Seiten der Straße wurde ein Gehöft neben dem anderen angelegt; an die Rückseite jedes Hofes stieß ein langer, zusammenhängender Streifen Ackerland, etwa sechzig Morgen, der sich bis an den Wald hinzog (Straßen- und Angerdorf). Ein großes Stück Land wurde zum Gemeindeland bestimmt. Der Markgraf hatte versprochen, jeder Bauer dürfe seine Hufe frei seinem Sohn vererben; der geringe Zins, den er bezahlen mußte, war ihm außerdem für die ersten zehn Jahre erlassen. Der Führer des Zuges wurde zum Erbschulzen des Dorfes gemacht; unter ihm richteten die Bauern sich selbst[1].

Es dauerte nicht lange, da war das Land kaum wiederzuerkennen. Wo früher menschenleere Wüstung gewesen war, sah man fette Wiesen, gut bestellte Äcker und saubere Dörfer. Manche Slawen wurden zu Hörigen gemacht, andere nahmen deutsche Sprache und deutsches Wesen an, noch andere flohen in die Sumpfwälder (Spreewald). Nach einigen Jahrhunderten gab es fast nur noch Deutsche im Lande.

Und wie in Brandenburg, so ging es in Schleswig-Holstein, Mecklenburg, der Mark Meißen. Bald waren auch diese Länder von deutschen Bauern besiedelt.

3. Die Gründung von Lübeck.

Als Graf Adolf von Holstein einst durchs Land ritt, sah er einen kleinen Hügel, von drei Seiten von Wasser umgeben. Das Meer war auch nicht weit. Graf Adolf dachte: „Hier könnte gut eine Stadt entstehen." Er schickte einen seiner Mannen in eine westfälische Bischofsstadt, um Bürger zu werben. Und als der Stadtbote die Kunde in allen Straßen ausgeschrien hatte, schlossen sich unternehmungslustige Kaufleute und Handwerker zusammen und folgten dem Ritter nach Osten. Wie sie dort angekommen waren, maßen sie einen großen Kreis von 600 Meter Durchmesser ab; dann schütteten sie einen Erdwall auf, verstärkten ihn mit einem Bretterzaun, bauten ein Tor nach jeder der vier Himmelsrichtungen und steckten zwei Straßen ab, die sich im Mittelpunkt der Stadt kreuzten. Hier sollte der Marktplatz entstehen. Alles Land zwischen dem Straßenkreuz verteilte dann der Führer an die einzelnen Bürger. Er selbst bekam ein größeres Grundstück und brauchte nicht, wie die anderen, einen Zins dafür zu zahlen; er leitete als Schultheiß das Stadtgericht. Die

Werbung der Siedler

Anlage der Stadt

[1] Die Deutschen bildeten ihre Ortsnamen mit —dorf (z. B. Sachsendorf, Waltersdorf), —hagen (= Walddorf), Neu— (im Gegensatz zum slawischen Alt—), Deutsch— (im Gegensatz zu Wendisch—). Vgl. Fußnote S. 20, 38. Familiennamen, wie Wendt, Wende, Windisch, Wünsch, erinnern an die Slawen (Wenden). — Von den schweren Kämpfen jener Zeit zeugen in vielen Dörfern die aus Feldsteinen aufgemauerten, trutzigen Wehrkirchen.

Slawen hielten ihren Markt nun auch in der neuen Stadt Lübeck ab. Das Bürgerrecht darin aber erhielten nur Deutsche; noch um 1350 wurde von jedem Bürger der Nachweis von vier deutschen Ahnen verlangt. Nachkommen von Slawen konnten also erst nach einer Blutmischung von vielen Geschlechtern gleichberechtigte Bürger werden. Die ersten festen, stattlichen Häuser in der jungen Stadt wurden das Rathaus und die Kirche, beide aus Backstein errichtet.

Kampf mit den Slawen

Schwer war das Leben am Anfang für die Bürger. Oft mußten sie von den Wällen herab dem Ansturm der wütenden Slawen wehren; ja einst wurde der größte Teil der Bürger hingemordet, und alle Holzhäuser gingen in Flammen auf. Aber unerschrocken bauten die Überlebenden mit Hilfe Heinrichs des Löwen Lübeck von neuem auf. Er legte den Seeräubern auf der Ostsee das Handwerk und erwirkte den Lübecker Kaufleuten sicheren Handel in Dänemark, Schweden, Norwegen und Rußland. Damals entstand der Spruch:

Hinrik de Lauw und Albrecht de Bär,
Darto Frederik mit dat rode Här,
Dat weren dree Heeren,
De kunden die Welt verkehren.

Ebenso blühten deutsche Städte unter dem Schutze Adolfs von Holstein und Albrechts des Bären empor. Oft gaben ihnen die Bürger die Namen der Heimatstadt (Frankfurt a. O., Rothenburg a. O., Naumburg a. Bober, Landshut in Galizien). Die alten Slawendörfer in der Nähe gingen entweder ein oder blieben unter dem Namen Kiez oder Wiek als Vororte mit Fischerbevölkerung bestehen.

4. Das deutsche Schlesien.

Schlesien vor der deutschen Einwanderung

Der polnische Herzog von Liegnitz feierte seine Hochzeit mit einer deutschen Prinzessin. Neben den polnischen Adeligen mit krummen Säbeln standen deutsche Ritter. Ein deutscher Spielmann spielte einen Tanzreigen, und ein Vetter des Herzogs, der vom Stauferkaiser den Ritterschlag erhalten hatte, sang in deutscher Sprache ein selbstgedichtetes Lied. „Wie gefällt dir das schlesische Land?“ fragte der Herzog seine junge Frau. „Es ist vieles ganz anders als bei uns,“ antwortete sie. „Auf der Reise bin ich durch viele Urwälder gekommen; die wenigen Dörfer waren schmutzig und häßlich. Wie armselig waren die wenigen Felder, wie oberflächlich ritzt euer hölzerner Hakenpflug die Erde! Was ihr eine Stadt nennt, diese armseligen Katen mit dem Zaun und Graben ringsherum, darüber würden unsere Bürger lachen.“ „Du hast ganz recht,“ nickte der Herzog, „woran mag das nur liegen?“ „Ich glaube, ich kann es dir sagen,“ fiel sein Vetter ein. „Die Deutschen sind fleißig und lieben Sauberkeit und Ordnung. Wie wär's, wenn du Deutsche nach Schlesien riefest? Dann würde das Land bald anders aussehen.“ —

Deutsche Mönche in Schlesien

Eine Schar von Mönchen in weißen Kutten hatte eben im Wald am Oderufer eine freie Stelle gerodet. An der Saale stand ihr Heimatkloster Pforta, wo die Boten des schlesischen Herzogs sie aufgesucht und zur Ansiedlung eingeladen hatten. Nun bauten sie sich ein paar Holzhütten und eine kleine Kapelle und legten einige Felder an. In der Oder fingen sie ohne Mühe zahlreiche Fische, im Walde gab es genug Wild. Aus dem Westen kamen deutsche Bauern zu ihnen. Diesen verteilten sie Land, und bald schnitt die breite eiserne Pflugschar des deutschen Räderpflugs in den schweren, fruchtbaren Boden. Es dauerte nicht lange, und einige Dörfer und Mühlen gehörten zu dem neuen Kloster, Leubus genannt, das in Schlesien, genau wie in Brandenburg Lehnin und Chorin, ein Mittelpunkt des Deutschtums wurde. Und ebenso wie die Mönche ließen sich überall im Lande Ritter, Bürger und Bauern nieder, und schließlich gab es in Schlesien 1500 deutsche Dörfer und viele Städte. Auch aus dem slawischen Marktorte Breslau wurde eine deutsche Stadt. —

Deutsche Siedlung in Mecklenburg, Pommern, Posen und Polen

Wie die schlesischen Herzöge im alten Wandalenland, so riefen auch die slawischen Fürsten von Ostmecklenburg, Pommern und Posen die Deutschen in ihr Land. Nicht Waffengewalt, sondern die Tüchtigkeit und der unbändige Arbeitswille der deutschen Siedler bestimmten sie dazu. Denn aus dem gleichen Stück Land wirtschafteten ihnen die deutschen Siedler drei- bis viermal so viel Zins heraus wie die Einheimischen. In Mecklenburg und Pommern sind Land und Herrschergeschlecht ebenso kampflos deutsch geworden wie in Schlesien. Überall wurden deutsche Bauern und Bürger nach deutschem Recht angesiedelt, das den Siedler als freien, selbständigen Mann neben den Herrn des Landes stellte. Auch in Posen entstanden 60 deutsche Städte, aber Bauern haben nur die an Schlesien und Brandenburg grenzenden Landstriche besiedelt. So ist Posen, das alte Burgunderland, niemals völlig wieder eingedeutscht worden. Deutsche Bürger wagten sich auf die Bitte der polnischen Könige weit nach Polen und Galizien hinein, bis nach Krakau und Lemberg. Mit ihnen drangen deutsche Rathäuser und Kirchen, deutsche Landwirtschaft und deutsches Handwerk, deutsches Recht, deutsche Kunst und Wissenschaft tief in den slawischen Osten vor. Der breite Strom der deutschen Auswanderung hat sie aber nicht eingeholt. Und so blieben sie einsame Inseln im slawischen Meer. Wohl kämpften sie noch jahrhundertelang tapfer um ihr Volkstum und suchten durch strenge Verbote ihr deutsches Blut vor jeder Vermischung mit der slawischen Landbevölkerung, die in die Stadt drängte, zu bewahren. Noch um 1500 war Krakau vorwiegend deutsch. Aber schließlich mußten diese deutschen Vorposten doch erliegen. Es fehlte ihnen der lebenerneuernde Kraftquell der deutschen Bauern.

Nach deutschen Siedlern riefen auch die Könige von Ungarn. Sie holten westfränkische Bürger und Bauern als Grenzwacht gegen die räuberi-

Deutsche Siedlung in Siebenbürgen und Ungarn

schen Steppenvölker des Ostens nach Siebenbürgen, und hier haben diese „Siebenbürger Sachsen" in geschlossenen Siedlungen um Hermannstadt, Kronstadt und Bistritz durch Not und Kampf der folgenden Jahrhunderte bis heute ihre altertümliche Mundart und ihre alten Sitten bewahrt. In höchster Not boten ihnen ihre Kirchenburgen letzte Zuflucht. Ein Ungarnkönig hat ihnen bestätigt, „sie seien diejenigen Bürger des Reichs, auf denen die Sicherheit der Grenze wie auf festen Säulen ruhe, und deren unwandelbare Treue sich fortdauernd rühmlichst bewähre". Die vielen über Ungarn verstreuten deutschen Städte aber, wie Stuhlweißenburg oder Ofen, haben zum größten Teil ungarische Art und Sprache angenommen. Nur das vielumkämpfte „Burgenland" (Ödenburg, Wieselburg, Eisenburg), wo sie sich an das österreichische Volkstum anlehnen konnten, ist deutsch geblieben.

Deutsche Siedlung in Böhmen

Nach Böhmen rief die Deutschen König Ottokar aus einem alten tschechischen Geschlecht, das ähnlich wie die schlesischen Herzöge auf dem besten Wege war, selbst deutsch zu werden. In die öden Wälder der Randgebirge, an die sich seit Jahrhunderten die Tschechen nicht herangewagt hatten, drangen deutsche Bergleute und Bauern und verwandelten sie durch ihre Arbeit in die wohlhabendsten Gegenden ganz Böhmens. Sie sind bis heute deutsch geblieben. Im Innern des Kessels entstanden auf Königsland massenhaft deutsche Städte, wie Pilsen, Budweis, Kolin, Olmütz, Brünn; aber die Masse der Landbevölkerung blieb tschechisch, und nach König Ottokars Tode ist die verheißungsvolle Entwicklung jäh unterbrochen worden. So blieb auch in Böhmen, wie in Ungarn und Polen, das Deutschtum lediglich Vorposten.

5. Im Baltenland.

Bremische Handelsschiffe segelten die Düna aufwärts. Die wilden Livländer kamen aus ihren Nebelwäldern und brachten Wachs, Honig und Felle. Dafür tauschten sie Bronze- und Silberschmuck und Waffen ein. Schwerbeladen fuhren die Schiffe wieder ab. Im nächsten Sommer kam mit den Kaufleuten ein bremischer Priester, den der Papst zum Bischof von Livland gemacht hatte. Er brachte Mönche, Priester und Handwerker mit und gründete mit den Kaufleuten zusammen neben Birkenbusch und Röhricht eine Stadt, die Riga genannt wurde.

Allmählich faßten die Deutschen festen Fuß in Kurland, Livland und Estland; noch andere Städte entstanden, vor allem Reval und Dorpat. Deutsche Ritter bauten im Lande ihre Burgen und zwangen die Letten zum Tribut. Aber nur wenige deutsche Bauern siedelten sich an.

6. Der Deutschritterorden.

Entstehung des Ordens

Während der Kreuzzüge war in Palästina der Deutschritterorden gegründet worden. Er hatte sich neben der Erfüllung der drei Mönchsgelübde Krankenpflege und Kampf gegen die Ungläubigen zur Aufgabe gemacht. Nun, da Jerusalem verloren war, saß der Hochmeister in Vene-

dig. Im Jahre 1226 kamen zu ihm Gesandte eines polnischen Herzogs. „Schicke deine Ritter zum Kampf gegen die Preußen in das Weichselland!" baten sie. „Wir Polen werden nicht mit ihnen fertig. Bekehrt die ungläubigen Heiden! In heiligen Hainen zünden sie ihren Göttern Bernsteinfeuer an und opfern sogar Menschen." Der Hochmeister ließ sich darauf vom Papst und vom Kaiser alles Land versprechen, das er mit seinen Rittern erobern würde, und sagte seine Hilfe zu. 1226 Hilferuf aus Polen

Eine uralte Eiche stand am östlichen Weichselufer. Ihre Zweige waren zu einer Laube ineinandergeflochten. Dort lebten sieben Ordensbrüder mit ihren Knappen und Dienstmannen; in einem Verhau um den Stamm herum standen ihre Rosse; am Flußufer lagen Kähne, auf denen sie im Falle der Not das Westufer gewinnen konnten. Denn sie waren die einzigen Deutschen und Christen im wilden Preußenlande. Vogelsang nannten sie ihren luftigen Bau. Nach einigen Jahren stand an derselben Stelle eine deutsche Stadt, Thorn, nach der Burg Turon in Palästina genannt, wo der Orden einst eine Befestigung gehabt hatte. Burg Vogelsang

Durch Europa zogen die Mönche und predigten zum Kreuzzuge gegen die Preußen. Große Scharen von Kreuzfahrern, Rittern, Bürgern und Bauern mit Weib und Kind zogen im Sommer über die Weichsel. Die Deutschherren übernahmen die Führung der Heere und stürmten die Ringwälle und Dörfer der Preußen. Sie bauten Burgen im Lande und suchten möglichst viele der Kreuzfahrer zum Bleiben zu bewegen. Oft erlebten sie Tage schwerer Not. In hellen Haufen berannten die Preußen das Ordenshaus über dem Pregelstrom. Schon essen die Brüder ihre Rosse und kauen am Leder ihrer Stiefel. Keine Hilfe naht. Inbrünstig beten sie zur Jungfrau Maria, mit Ruten schlagen sie ihre Rücken blutig, dann springen sie fröhlich in den Kampf. Und Maria hilft. Kreuzzug gegen die Preußen

Nur strengste Zucht erhielt den Orden stark zu solchem Werk. Jeder Befehl eines Vorgesetzten mußte unweigerlich befolgt werden. Keiner durfte Briefe absenden oder lesen ohne Erlaubnis des Oberen, keiner ein Schloß an Truhe oder Schrein legen. Allzuvieles Studieren war den Brüdern verboten; denn sie sollten Krieger sein und nicht verweichlichen. Unter seinen schwarzweißen Farben wurde der Orden zur Wiege der preußischen Tugenden: Pflichttreue, Unterordnung, Opferwilligkeit, Härte gegen sich selbst. Zucht des Ordens

So wurde Ostpreußen Schritt für Schritt erkämpft und deutsch besiedelt. Dazu gewann der Orden Westpreußen und Hinterpommern. Hier fand er schon deutsche Bauern und Bürger vor, die die einheimischen Slawenfürsten angesiedelt hatten. Neben einer Burg des Pommernherzogs und einem kaschubischen Fischerdorf hatten deutsche Bürger die Stadt Danzig gegründet. Mit Westpreußen und Pommern erlangte der Orden den so dringend notwendigen Anschluß ans Reich. Dazu kamen noch die Baltenländer. Ausdehnung des Ordenslandes

Es war nun über 150 Jahre her, daß der Orden ins Land gekommen war. Von Hinterpommern bis zum Finnischen Meerbusen reichte ein einziges geschlossenes deutsches Herrschaftsgebiet, mit über 800 km Küste in der Luftlinie, fast soviel wie die gesamte deutsche Küste von Königsberg bis Emden. Noch war es freilich nicht gelungen, auch Westpreußen und die Baltenländer gleichmäßig mit deutscher Bevölkerung zu füllen; besonders im Westen der Weichsel zogen sich noch verhängnisvoll slawische Landstriche hin, und in Kurland, Livland und Estland war nur die Oberschicht deutsch. Aber es konnte nur eine Frage der Zeit sein, daß auch diese Gebiete kerndeutsch wurden, wenn die Entwicklung ungestört weiterging.

Deutsche Siedlung im Ordenslande

Von Jahr zu Jahr wuchsen im Ordenslande Reichtum und Macht. An der Nogat stand das stolze Schloß des Hochmeisters, die Marienburg; von der Mauer grüßte das Steinbild der Mutter Gottes weit ins Land hinaus. Oben im Schloß lag der kühngewölbte Festsaal, der Remter. Von dort gingen die Befehle des Hochmeisters aus, den die Könige als ihresgleichen ehrten. Unter ihm standen die obersten Brüder, die Gebietiger. Manche von ihnen regierten ganze Länder. Reiche Handelsstädte, vor allem Danzig und Königsberg, lagen im Ordenslande. Auch der Orden selbst schickte seine Schiffe über die Ostsee. Wohlhabende freie Bauern und adelige Gutsherrn wohnten überall im Lande.[1]

Macht und Reichtum des Ordenslands

Aber schon um 1400 stand vieles schlimm im Ordenslande. Prachtvolle Feste wurden auf der Marienburg gefeiert; Heiden gab es kaum mehr zu bekämpfen, seit die Litauer Christen geworden waren, und eher wie zum Spiel und zur Unterhaltung als zu ernstem Kampfe zogen die Ritter von Zeit zu Zeit durch den tückischen Grenzwald östlich von Johannisburg gegen die Litauer und verbrannten ihre Dörfer. Die Kaufherren und die Handwerker in den Städten, die Bauern und die Ritter auf dem Land zürnten über die Zurücksetzung, die sie sich täglich von den stolzen Ordensherren gefallen lassen mußten. Die Kaufleute waren zudem eifersüchtig auf den Handelsgewinn des Ordens.

Niedergang des Ordens

Man schrieb das Jahr 1410. Die Litauer hatten mit den Polen einen Bund geschlossen. Auf denselben Straßen wie das russische Heer 1914 brachen sie in das südliche Ostpreußen ein, mit ihnen Tataren, Tschechen, Serben. Grauenhafte Verwüstung bezeichnete den Weg dieser Horden. Der Polenkönig hatte geschworen, daß kein Stecken im Land bleiben sollte, den ein Deutscher aufheben könnte. Alle Brüder des Ordens zogen gegen den übermächtigen Feind ins Feld; ihnen folgten die Bauern und Bürger des Landes. Bei Tannenberg stießen sie auf die feindlichen Massen. Sie hätten die Polen unvermutet überfallen können, aber ritterlich forderten sie sie zum Kampfe heraus. Schon tönte das Siegeslied „Christ ist erstanden" aus den Reihen der Deutschen; in wil-

Schlacht bei Tannenberg

1410

[1] Sehenswerte Ordensschlösser sind auch in Marienwerder, Neidenburg, Mewe (jetzt polnisch).

der Verfolgung der Litauer zerstreute sich der linke Flügel ihres Heeres. Doch die Polen hielten stand. Plötzlich senkten sich die Banner des Landadels zum Zeichen des Verrats, und zahllose Ritter, der Hochmeister und alle Gebietiger bis auf einen sanken dahin. Einundfünfzig deutsche Banner ließ der Polenkönig im Krakauer Dom aufhängen.

Der Kampf Heinrichs von Plauen

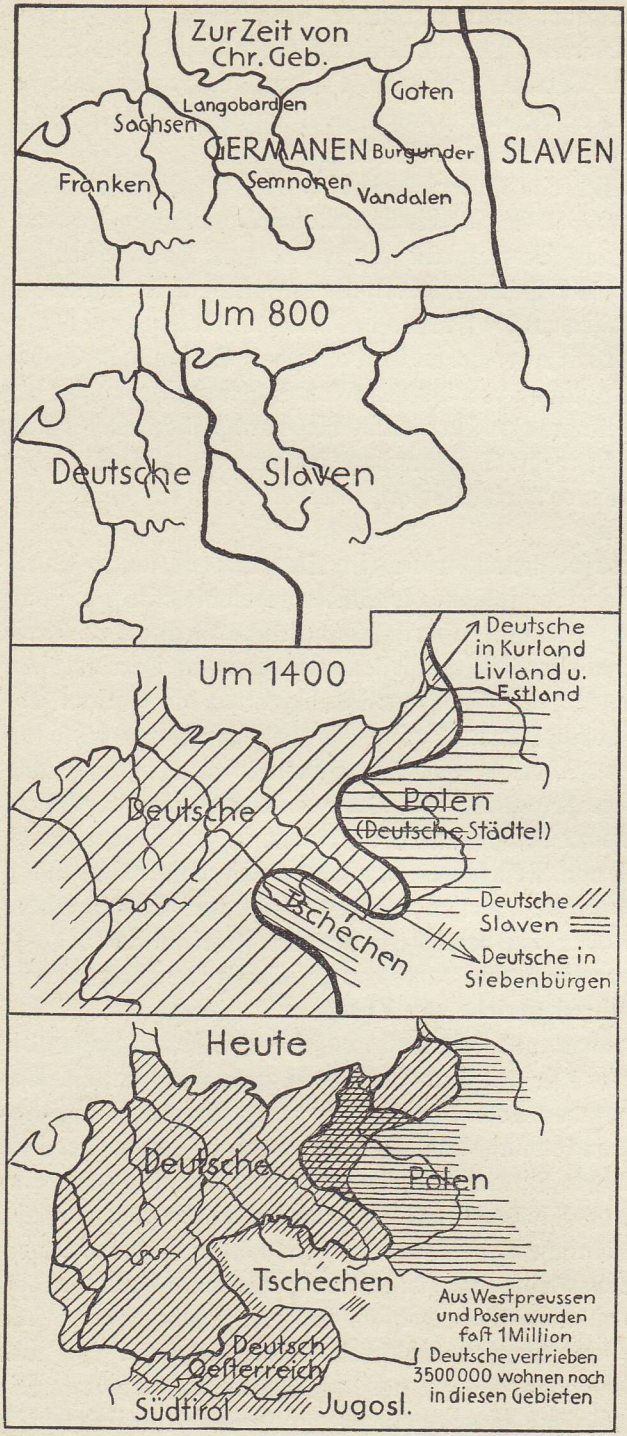
Noch einmal fand sich ein Retter. Heinrich von Plauen warf sich in die Marienburg und hielt sie. Als die Polen abziehen mußten, gewann er dem Orden Burg auf Burg zurück und wurde zum Hochmeister gewählt. Er wußte, daß die Polen wiederkommen würden. Er schrieb an den Papst, an den Kaiser, an die Fürsten des Reichs. „Sollen zwei Jahrhunderte deutscher Arbeit untergehen im polnischen Schlamm?" Er beschwor die Brüder, abzulassen von ihrem faulen Schlemmerleben. Er befahl zuletzt. Er wurde ein strenger Herr — aus Liebe und Pflicht. Schließlich befragte er sie gar nicht mehr. Das war den Entarteten zuviel. Sie warfen ihm Verrat vor. Er ward eingekerkert, und bald brach das Verderben über den Orden herein.

Friede von Thorn

Der Polenkönig wußte genau, wie es im Ordenslande stand. Unablässig schürte er die Zwietracht, hetzte die Städte gegen die Ritter auf und versprach ihnen unter polnischer Herrschaft herrliche Rechte und Freiheiten. Und die Blinden und Ehrvergessenen wurden zu Verrätern an der deutschen Sache. Nur die Danziger durchschauten die wahren Absichten der Polen; „dem Herrn Koninge hänget die Zunge sehre up Dantzik", schrieben sie. Aber die Verräter gewannen die Oberhand und fielen in einem neuen Polenkrieg dem Orden in den Rücken. Der Pole siegte. Zu Thorn schwur der Hochmeister weinend in zerrissenem Kleide dem Polenkönig für den Rest seines Landes den Treueid. Alles Land westlich der Weichsel mit den großen Städten Thorn und Danzig wurde polnisch. Ostpreußen war eine vereinzelte deutsche Insel im slawisch-litauischen Meer geworden, durch den polnischen Korridor vom Reiche abgeschnitten (Friede von Thorn). 1466

Entdeutschung und Unterdrückung Westpreußens

Es dauerte nicht lange, und den westpreußischen Städten gingen die Augen darüber auf, was sie mit ihrer Verräterei angerichtet hatten. Vor dem Krieg hatte ihnen der Polenkönig in feierlichen Verträgen versprochen, daß Westpreußen selbständig bleiben solle, daß sie wie bisher ihre Beratungen in deutscher Sprache abhalten und ihre Beamten aus einheimischen Deutschen wählen dürften. Jetzt war davon keine Rede mehr. Westpreußen sollte polnische Provinz werden. Höhnisch rief ihnen der polnische Kanzler auf dem Reichstage zu: „Liebe Herren und Freunde, daß ihr eure Vorrechte rühmet, ist vergeblich. Euch hilft kein Recht." Der deutsche „Woiwode" von Marienburg schrie ihm ins Gesicht: „Ich will mich lieber erwürgen lassen, als die neuen Satzungen annehmen. Wir sitzen hier nicht wie polnische, sondern wie preußische Räte, wir sind teutsch



geboren, wir gehören zur teutschen Zunge. Was sind wir denn, Preußen oder etwa Masuren, Polen oder Russen?" Da scholl es ihnen von allen Seiten entgegen: „Polen, Polen seid ihr"! Schließlich drohte der Polenkönig mit Krieg, Plünderung und Verwüstung, und so wurde auf dem Lubliner Reichstag 1569 der Rechtsbruch vollzogen: Westpreußen wurde polnische Provinz. Und bald war es mit der Freiheit der Bauern zu Ende. Willkürlich wurden sie von den Mächtigen bedrückt und ausgenützt. In den Städten verfiel der Wohlstand. Die Beamten wurden unzuverlässig, überall herrschte Unordnung und Willkür. Polnische Bauern zogen ins Land. Das waren die Früchte, die der Verrat der Väter den Söhnen und Enkeln brachte! —

In der großen

Kolonisation des Mittelalters hatte das deutsche Volk noch einmal die Möglichkeit, im Osten den für die Zukunft notwendigen Lebensraum zu gewinnen, der im Westen nicht mehr zu haben war. Auf Hunderte von Meilen hat es Wildnis in kornschwere Äcker, in Städte mit herrlichen Domen und Rathäusern umgeschaffen. Aber das deutsche Volk hat die große Aufgabe, die ihm damals gestellt wurde, nicht völlig gelöst, und es hat in der Folgezeit schwer dafür leiden müssen und leidet besonders in der Gegenwart dafür. Es hat ihm der große Führer gefehlt, der die einzelnen kühn vorstoßenden Unternehmungen nach einheitlichem Plan lenkte. Es hat ihm der Führer gefehlt, der mit der gesammelten Stoßkraft des Reiches die Ostsiedlung schützte und vorwärtstrieb und eine verteidigungsfähige neue Ostgrenze schuf. So haben unzählige deutsche Volksgenossen sich jahrhundertelang in aussichtslosem Kampfe aufgerieben, und Fremde haben die Frucht ihrer Arbeit geerntet. Mitten im hoffnungsvollsten Aufstieg versiegte der Zustrom neuer Siedler im Baltenland, in Westpreußen, in Polen, in Posen, in Böhmen, in Ungarn. Tief in der Mitte eingebuchtet, springt in Posen die neue deutsche Grenze zurück; wie ein Keil schiebt sich das Slawentum zwischen die vorgereckten deutschen Flügel im Nordosten und im Südosten vor.

Ergebnis der Kolonisation

Verlassen vom Reich, mußte der Orden einsam bei Tannenberg seinen Verteidigungskampf kämpfen, und niemand ahnte daheim im Westen, daß es hier um die Zukunft des ganzen deutschen Volkes ging. Man mag den Gedanken kaum zu Ende denken, welche Zukunft damals hier im Osten verspielt worden ist. Wir wären heute nicht das Volk ohne Raum! Und doch, eine gewaltige Tat hat das deutsche Volk mit der Kolonisation vollbracht! Die Elbe, vorher der Grenzstrom, floß nun wieder in der Mitte von Deutschland. Zwei Fünftel des Deutschen Reiches von 1871 sind Kolonialland, gewonnen durchs ganze Volk: durch Mönche, Priester, Bischöfe, Ritter, Fürsten, Kaufleute, Handwerker und Bauern, deutsch gemacht durch Kreuz, Pflug und Schwert.

17. Kapitel. Freiheitskämpfe deutscher Bauern.

1. Die Stedinger.

Rechts und links der Weser, unterhalb von Bremen, dehnten sich meilenweit Sümpfe und Moore, von keines Menschen Fuß betreten. Da erhielten um 1100 holländische Bauern vom Bremer Erzbischof die Erlaubnis, diese Wildnis in Kulturland umzuschaffen. Sie blieben freie Männer und hatten nur einen mäßigen Jahreszins zu leisten. Und nach einer Reihe von harten Jahren konnten sie stolz und glücklich auf wogende Kornfelder und tiefgrüne Wiesen blicken, die sie mit eigener Hände Kraft aus Ödland und Wildnis geschaffen hatten.

Die Besiedlung von Stedingen

Der Freiheitsstolz der Bauern

Trotzig und selbstbewußt war ihr Sinn; vor keinem Herrn beugten sie den Nacken. Das wurmte die umwohnenden Fürsten und Grafen; sie suchten ihre Burgen an die Grenze des „Stedingerlands“ und in sein Inneres vorzuschieben. Aber die Bauern waren auf der Hut; sie überfielen und zerstörten die Burgen. Sie begannen, die Zahlung von Zins und Zehnten zu verweigern. Keinen Oberherrn wollten sie über sich erkennen als den Kaiser. Weithin in die deutschen Gaue drang ihr Ruf, und viel freiheitliebendes Volk strömte ihnen zu.

Der „Kreuzzug“

Mit Ingrimm sahen die Bremer Erzbischöfe diese Zustände an. Ein Ritterheer brach, von ihnen gesandt, in das Stedingerland ein; Greise, Frauen, Kinder wurden gemordet. Aber die erbitterten Bauern hieben die Ritter zusammen. Da beschloß der Erzbischof, mit einem großen Schlage ein Ende zu machen. Schon längst erzählten sich die Priester und Mönche Schauermärchen von dem Heidentum der Stedinger, die noch an vielen Urväterſitten festhielten. So fand der Erzbischof beim Papst williges Gehör mit seinen Beschwerden; der Papst ließ durch Mönche zum Kreuzzug gegen die aufrührerischen und ketzerischen Stedinger predigen. Gern folgten Ritter und Fürsten dem Ruf. Von Flandern und Brabant, vom Niederrhein und von der Weser kamen sie, und oft erklang französische statt deutscher Rede aus ihren Reihen. Im Leinenkittel, mit Lederschild, Schwert und Spieß traten die Bauern den gepanzerten Rittern entgegen. „Lieber in Freiheit sterben als in Schanden verderben.“ Aber die Übermacht war zu groß. Von allen Seiten wurden die Bauern zusammengeritten und erschlagen. An 5000, darunter viele Frauen und Kinder, gingen da zugrunde (um 1220). Unter den Jubelliedern der Mönche, mit Dankprozessionen zogen die Sieger in Bremen ein. In das leere Land setzte der Erzbischof abhängige, ihm ergebene Leute. So wurde ein wertvoller Rest altgermanischer Volksfreiheit vernichtet.

2. Die Schweizer Eidgenossen.

Die habsburgischen Landvögte in der Schweiz

In den Schweizer Waldstätten lebten seit Urväter Tagen freie Bauern. Ihr Land war ein Teil des Deutschen Reiches. Da wurden nach dem Untergange der Hohenstaufen die Grafen von Habsburg deutsche Kaiser. Sie setzten harte Vögte über die Schweizer; die mußten von den freien Männern Abgaben eintreiben und saßen über sie zu Gericht. Mit finsteren Blicken schauten die Bauern auf die übermütigen, gepanzerten Reiter der Vögte, auf die dicken Mauern der Zwingburgen, die unheimlich drohend emporwuchsen. Und in heimlicher Nacht stiegen sie auf eine

Der Schwur auf dem Rütli

um 1300

Alm über dem Vierwaldstättersee, das Rütli, d. h. Rodung; da beschwuren sie einen heiligen Bund: keine Burg, keinen Vogt wollten sie auf ihrem Heimatboden dulden. Frei wollten sie

bleiben wie die Väter, frei wie die Bergriesen über ihren Tälern und die Adler in den Lüften. Und heute noch lauschen die Schweizerbuben atemlos den Geschichten, die ihnen die Alten von den Freiheitskämpfen erzählen, den Geschichten von Wilhelm Tell, den der schlimme Landvogt Geßler zwang, mit der Armbrust einen Apfel vom Kopfe seines eignen Kindes zu schießen, und der dem Unmenschen dann in der hohlen Gasse von Küßnacht den Pfeil ins Herz sandte. Mit Streitaxt und Morgenstern verjagten die „Eidgenossen" ihre Peiniger. Aber die Habsburger hörten nicht auf mit ihren Versuchen, die Nacken der trotzigen Bauern zu beugen. Ein österreichisches Ritterheer brach in die Schweiz ein (1386). Bei Sempach stellte sich ihnen das Fußvolk der Waldstätten. Die Ritter stiegen von den Rossen und fällten die Lanzen: eine Mauer von Eisen, gespickt mit Speeren, starrte den Schweizern entgegen. Arnold von Winkelried sprang vor: „Brüder, der Freiheit eine Gasse!" Und mit beiden Armen packte er ein Bündel der Spieße und bohrte sie sich in die Brust. Eine Lücke war gerissen, hinein stürmten die Bauern; ihre Streitäxte mähten die Ritter nieder, und manch einer der Gepanzerten erstickte in der Hitze des Tages in seinem Eisenkleid. Seitdem haben die Habsburger nie mehr die Freiheit der Bauern angetastet. Die Schweizer haben aber in dem hundertjährigen Kampfe vergessen, daß sie zum Deutschen Reich gehörten. So ging das herrliche Alpenland unserem Vaterlande verloren.

Tell und Geßler

Arnold von Winkelried

3. Die Dithmarscher.

In Dithmarschen, nördlich der Elbmündung, hatten sächsische Bauern durch 1000 Jahre hindurch ihre Freiheit bewahrt. Die Grenzen sicherten sie durch Landwehren und „Hammen", breite Sumpf- und Waldstreifen. Im Jahre 1500 unternahm der König von Dänemark zusammen mit dem schleswigschen und holsteinschen Adel den Versuch, das reiche Marschenland, das schon lange ihrer aller Begehrlichkeit gereizt hatte, zu gewinnen. Die Bauern aber verstanden sich auf das Schwert so gut wie auf den Pflug, und den Tod fürchteten sie weniger als die Knechtschaft.

Alle umliegenden Fürsten, bis nach Pommern, Braunschweig und Lüneburg, hatten Hilfstruppen geschickt; dazu hatte der König noch eine berüchtigte Söldnertruppe, die „Schwarze Garde", angeworben. Bei Frost brachen die übermächtigen Scharen über die Grenze. Aber dann kam Tauwetter; Regen- und Schneeböen fegten über das Land. Langsam ging es auf der durchweichten Straße vorwärts, auf Hemmingstedt zu, voran die „Schwarze Garde", dann dichtgedrängt die Ritter mit zahllosem Troß und leeren Wagen für die Beute. Zäh hafteten Fuß und Huf in dem grundlosen Marschboden. In den Gräben rechts und

Die Schlacht bei Hemmingstedt

links der Straße stieg langsam das Wasser; denn die Bauern hatten die Seeschleusen geöffnet. Plötzlich donnert von der Schanze bei Hemmingstedt das Feldgeschütz der Bauern in den dichtgedrängten Zug. Vergebens suchen die Söldner mit den langen Spießen Brücken über die Gräben zu schlagen, um aus dem tödlichen Gedränge zu entkommen. Und nun schallt ihnen der Kampfruf der Dithmarscher entgegen: „Wahr di, Garde, de Bur de kummt!" Lächerlich klein ist der Haufe der Bauern, aber ihr Land hilft ihnen. Immer höher steigt die Flut und überdeckt die Felder; die Bauern kennen die Gräben und schwingen sich an ihren Spießen hinüber, die Fremden versinken in der Tiefe.

Gistern weren se alle rike,
Nu stecken se hier in dem Schlicke,

sangen nach dem Siege die Bauern. Unermeßliche Beute fiel ihnen in die Hände; viele legten ihre Hofhunde an goldene Ritterketten.

Dietmarsen schölen Buren sin?
Se mögen wol wesen Heren!
Friske, riske, starke Degen,
De ehr Hövd in den Wulken dregen.

Der Untergang der Freiheit

Aber die Söhne und Enkel vergaßen in ihrem Übermut das Beispiel der Väter, und als nach zwei Geschlechtern im Jahre 1559 ein neuer Dänenkönig ins Land brach, zeigten sie sich uneinig und unentschlossen und unterlagen. Alle ihre Waffen mußten sie abliefern, Abbitte tun für ihren „Aufruhr und Ungehorsam", Geiseln stellen und den Treueid schwören. Aber „wie die Knechte und Hunde" wurden die Dithmarscher Bauern doch nicht. Zu Leibeigenen haben die Herren sie nie machen können.

18. Kapitel. In der alten Stadt.

Über die Heide wanderten ums Jahr 1350 zwei Handwerksburschen. „In einer halben Stunde wirst du meine liebe Heimatstadt sehen," rief freudig der eine, der Böttchergeselle Christoph, seinem Genossen zu, dem Schustergesellen Henner. Sie vernahmen Menschenstimmen und das Knarren von Wagenrädern. Vier schwere Frachtwagen ächzten heran, jeder mit vier kräftigen Gäulen bespannt. Zur Seite der Wagen schritten gewaffnete Knechte; an der Spitze und am Ende des Zuges ritten im Harnisch die Fuhrherren.

Handelsverkehr

Bald sahen die Wanderer von einer Anhöhe die Stadt vor sich. Hoch erhob sich über dem Gewirr der Türme und Türmchen der von hohen, spitzen Fenstern durchbrochene Stumpf des „gotischen" Kirchturms und das hohe Dach der Kirche.[1] Seit 50 Jahren wurde an dem stolzen Bau ge-

Anblick der Stadt

[1] Gotische Kirchen und Dome sieht man in Danzig, Magdeburg, Naumburg, Erfurt, Köln, Regensburg, Wien. Aus dem uns entrissenen Gebiet ist besonders berühmt das Straßburger Münster.

arbeitet; die Meister waren tot, die die ersten Pläne entworfen hatten, und auch ihre Söhne würden wohl die Vollendung des Werkes nicht erleben.

Vor den Toren

Zu beiden Seiten der Landstraße dehnten sich die sorgsam bebauten Äcker der Städter; am Flüßchen klapperte eine Wassermühle, auf dem Mühlenberg drehten sich einige Windmühlen. Scheu blickten die beiden Gesellen auf den unheimlichen Rabenstein; am Galgen schaukelten ein paar Leichname, Strauchdiebe, die vor dem Stadtgericht abgeurteilt worden waren.

Am Tor

Endlich war der ungeduldige Christoph am Stadttore angelangt. Die Ankömmlinge wurden von der Torwache verhört; auch der Torschreiber war zur Stelle. Sein Amt war es, den Krämern den Zoll abzunehmen, den die Stadt auf Wein und Bier gelegt hatte.

Stadtmauer

Über die Zugbrücke betraten die beiden das Innere der Stadt. Nach rechts und links führten schmale Gassen an der Stadtmauer entlang. Bei feindlichem Überfall versammelten sich oben auf dem Wehrgang die Handwerker und verteidigten die Stadt mit Armbrüsten, Spießen, Pech und kochendem Wasser.[1] Christoph und Henner schritten auf der breiten Straße weiter, die vom Tore nach dem Markt führte. Aus den Fenstern des Spittels St. Margareten schauten einige alte Weiblein auf die Wanderer herunter. Je mehr sie sich dem Innern der Altstadt näherten, um so enger rückten die Häuser aneinander; nur mit der Schmalseite stießen sie an die Straße, um den kostbaren Raum recht auszunützen. Die hohen Giebel waren mit kunstreichem Schnitzwerk, klugen Sprüchen und bunter Malerei verziert. Hier verkündete ein schmiedeeisernes Zeichen das Gewerbe des Bewohners, dort lud ein Schild mit einem Einhorn zum Betreten des Wirtshauses ein. Oft schoben sich die oberen Stockwerke über die unteren vor; so wurde die an sich schon enge und winklige Gasse noch enger und die Feuersgefahr noch größer. Ein paarmal schon war fast die ganze Stadt abgebrannt; die Häuser bestanden größtenteils aus Holz, erst wenige aus Fachwerk.[2] Es war nicht so ganz einfach, auf der Straße vorwärtszukommen. Von den reichen Städten Lübeck und Straßburg erzählte man zwar, sie hätten einige Straßen gepflastert; aber hier versanken die beiden Freunde oft bis zu den Knöcheln in Schlamm und Kot, und viele Bürger zogen daher Holzschuhe über,

Die Häuser

Auf der Straße

[1] Noch manche Stadt besitzt heute ihre alten Tore und Mauern, z. B. Stendal, Tangermünde, Rothenburg, Nürnberg, Nördlingen.

[2] Fachwerkhäuser sind heute noch besonders zahlreich und schön erhalten in Hildesheim, Goslar, Osnabrück, Straßburg, Stuttgart. — Viele dieser Häuser hatten Namen; oft hießen sie nach dem Bild, mit dem sie wie heutige Gasthäuser geschmückt waren. Aus solchen Hausnamen sind viele Familiennamen entstanden, z. B. Bär, Schwan, Nußbaum, Krug, Engel. Familiennamen gibt es erst seit dem 12. Jahrhundert; bis dahin hatte jeder Mensch nur einen Namen.

wenn sie die Straße betraten.[1] Sogar ein großer Düngerhaufen lag vor einer Haustür. Schweine rannten grunzend durch die Straßen und suchten sich schnüffelnd überall ihre Nahrung. Tutend trieb der Stadthirt die Rinderherde heim, und jeder Bürger empfing sein Tier. Die Unsauberkeit und die engen Wohnungen führten zu mancherlei Krankheiten; vor wenigen Jahren erst hatte der Schwarze Tod von den 8000 Bewohnern der Stadt an tausend Menschen dahingerafft.

Der Markt

„Dies hier ist die Rotgerbergasse," erklärte Christoph seinem Freunde; „nun noch über die Schustergasse, und jetzt kommt der Markt. Sieh, die vielen Verkaufsbänke und Buden! Die hat alle unser Rat aufrichten lassen und vermietet sie den Händlern. Dort steht der Roland[2] mit dem Schwert; da ist der Pranger. Gar mancher Übeltäter mußte sich dort schon verspotten lassen. Einmal standen zwei Frauen daran, wegen ihrer bösen Reden und Verleumdungen mit Hals und Händen in die

Das Rathaus

Doppelgeige eingezwängt. Und nun sieh unser neues Rathaus!" Ein Laubengang zog sich um das Gebäude; der Giebel lief himmelwärts in spitze Türmchen aus.[3] „Was habe ich als Junge neugierig zugeschaut," erzählte Christoph weiter, „wenn unten in der großen Kaufhalle die Ballen aus Italien und Flandern ausgepackt wurden!" Im ersten Stock des Rathauses lag der Sitzungssaal, wo die gestrengen Herren vom Rat sich versammelten und mit dem Bürgermeister über den Bau einer Kirche oder über einen Bund mit einer anderen Stadt berieten. Dort traten auch die Schöffen zusammen und urteilten über die Friedensbrecher; dort wurden die großen Gastmähler abgehalten, wenn vornehmer Besuch in die Stadt kam. Im feuerfesten Gewölbe wurden die alten Pergamente aufbewahrt, auf denen die Kaiser der Stadt ihre Freiheiten und Vorrechte verbrieft hatten.

Gilden und Zünfte

„Eure Gilden und Zünfte scheinen mit dem Geld nicht zu knausern," sagte Henner und zeigte auf einige besonders stattliche Gebäude am Markt. Hier hielten die ehrsamen Vereinigungen der Kaufleute und der Handwerker ihre Besprechungen und Feste ab. Ob „Arbeitgeber" oder „Arbeitnehmer", ob Lehrling, Geselle oder Meister, sie alle fühlten sich dem gleichen Stande angehörig, und hinter diesem Gemeinschaftsgeist

---

[1] Wie bemerkenswert den Bürgern jener Zeit eine gepflasterte Straße erschien, beweisen noch heute Straßennamen wie Steinweg und Steinstraße. Überhaupt verraten heutige Straßennamen mancherlei vom Leben und Treiben in der alten Zeit: Wallstraße, Scharrenstraße (Scharren = Verkaufsbänke), Klosterstraße, Brüderstraße, Spittelmarkt, Molkenmarkt, Herrengasse.

[2] Rolandsäulen gibt es nur in Norddeutschland, z. B. in Stendal, Halberstadt, Bremen. Dagegen sind die süddeutschen Städte reich an wundervollen Brunnen, z. B. Nürnberg, Mainz, Ulm, Augsburg.

[3] Besonders schöne Rathäuser gibt es in Lübeck, Bremen, Posen, Breslau, Tangermünde, Braunschweig, Münster, Ulm.

trat aller gelegentliche Streit um Arbeits- oder Lohnfragen zurück. Denn sie alle schufen am gemeinsamen Werk. Lehrlinge und Gesellen lebten mit in der Familie des Meisters, sie aßen an seinem Tisch, sie feierten mit ihm die Feste der Zunft und gingen in Reih und Glied mit ihm im Festzug der Zünfte durch die Straßen der Stadt. Nicht jeder beliebige wurde in den Stand „des ehrbaren Kaufmanns" oder „des ehrsamen Handwerks" aufgenommen. Abstammung von deutschen, achtbaren Vorfahren war Vorbedingung. Juden waren vom Warenhandel ausgeschlossen; sie durften nur Geldgeschäfte treiben und mußten in abgeschlossenen Stadtteilen, den „Gettos", leben.

Die beiden Wanderburschen waren am Ziel angelangt. Henner ging in die Schusterherberge, sagte seinen Handwerksspruch und bat um Aufnahme und Arbeit.[1] Christoph trat mit klopfendem Herzen über die Schwelle seines Vaterhauses und begrüßte nach langer Abwesenheit freudig seine Eltern und Geschwister. Was hatte er nicht alles aus der Fremde zu berichten! Aber mitten im Erzählen wurde er durch zwei ältere Männer unterbrochen, einen Böttchermeister und einen Ratsherrn, die nachprüfen wollten, ob in der Werkstatt seines Vaters alles nach Vorschrift und Gesetz zuging. Denn sehr streng war die Aufsicht der Zunft über die einzelnen Meister. Die beiden überzeugten sich, daß der Meister nicht mehr als zwei Gesellen und einen Lehrling beschäftigte; sie untersuchten, ob das Holz, das er verarbeitete, trocken und dauerhaft war, ob die Bottiche sorgsam gearbeitet waren und die richtige Größe besaßen. Neulich hatte ein Bäcker mehrfach zu kleine Brote gebacken; da hatte der Stadtbüttel ihn in einem eisernen Käfig ein paarmal im Flusse untergetaucht. Seine Ware war zerschnitten und den Armen zugeteilt worden.

Aufsicht der Zunft

Am nächsten Morgen war Markttag. Die rote Fahne war am Rathaus zum Zeichen des Marktfriedens ausgesteckt. Aus der Umgegend kamen die Bauern herbei, boten ihre Erzeugnisse feil und kauften ihren Bedarf ein. Auch ihnen gefiel das städtische Treiben. „Wer weiß," dachte mancher, „vielleicht laufe ich doch nächstens meinem gnädigen Herrn davon; habe ich erst ‚Jahr und Tag' im Verborgenen in der Stadt gelebt, dann kann er mir nichts mehr tun, denn Stadtluft macht frei."

Markttag

Inzwischen war es Abend geworden. Die Marktfahne wurde herabgenommen, die Verkäufer zogen davon. Die Tore wurden geschlossen, die Ketten über die Straße gespannt; denn die Unsicherheit war groß.

---

[1] Viele Sprichwörter erzählen vom ehrsamen Handwerk.
Viele Familiennamen sind aus Handwerksnamen entstanden, z. B. Bödeker, Büttner, Schubert (Schuhmacher), Schröter Schröder (Schneider, schroten heißt schneiden), Wagner, Kesseler, Salzmann, Spengler. Suche ähnliche Namen! Warum sind wohl Namen wie Meier, Müller, Schulze, Schmidt besonders häufig?

Laternen gab es nicht; wer nach dem letzten Läuten noch auf der Straße angetroffen wurde, den führte die Stadtwache oder der Nachtwächter in den Turm.[1]

19. Kapitel. Die deutsche Hanse.

Bund gegen See- und Straßenräuber

Kaufherren von Rostock, Wismar und Lübeck saßen im lübischen Rathaussaal beisammen. „Seeräuber fallen unsere Handelsschiffe an, Wegelagerer lauern unseren Wagen auf, unsere gescheiterten Schiffe gelten als Strandgut. Kein Kaiser und kein Fürst wehrt den Räubern.“ Die Ratsherren der drei Städte beschlossen deshalb, sich zusammenzutun und jeden See- und Straßenräuber, von dem sie hörten, zu verfolgen und zu bestrafen. Sie forderten auch die anderen norddeutschen Städte auf, diesem Vertrag beizutreten.

um 1250

Hansestädte

Diesem ersten Bund schlossen sich denn auch allmählich die meisten norddeutschen Städte an. So entstand die deutsche Hanse. Wenn in Lübeck eine „Tagfahrt“ abgehalten wurde, saßen dort die Vertreter von etwa 65 Städten, darunter von Dorpat, Riga, Danzig, Stralsund, Lüneburg, Berlin, Köln, Braunschweig, Dordrecht. Es waren stolze, selbstbewußte Männer, diese hansischen Kaufleute. Sie trugen kostbare Pelzmäntel und darüber ein Schwert oder ein langes Messer. An dem schön gearbeiteten Kaufmannsgurt hingen die Geldtasche und der Siegelring, auf dem ihre Hausmarke eingegraben war. Wie einst den Wikingern, so gehörte jetzt den Hansen die Ostsee; Lübeck wurde die Nachfolgerin des alten Haithabu. Ihre Schiffe holten Pech, Wachs und Pelze aus Rußland. Sie fuhren nach Bergen in Norwegen, wo noch heute ein Stadtteil „die deutsche Brücke“ heißt. Sie fuhren nach Brügge in Flandern, das heute still und verlassen daliegt. Damals aber trafen sich dort die deutschen Kaufleute mit den Venezianern und den Genuesen und tauschten mit ihnen Seide und Gewürze gegen russische Pelze und deutsche Eisenwaren ein.

Der hansische Kaufmann

Heringsfang in Schonen

An der Südspitze des heutigen Schweden hatten sich die Hansestädte nach schwerem Kampf ein Stück Strand erworben und mit einem Zaun gegen die Dänen, welchen das Land gehörte, abgegrenzt. Hier lag das Feld von Bremen, von Danzig, von Stettin, von Lübeck, von Stralsund, von Rostock. Den größten Teil des Jahres war es einsam auf der Halbinsel; nur die Wächter mit ihren Hunden lebten dort. Aber Ende Juli, wenn der Hering in dichten Schwärmen vorbeikam, erschienen von Süden her die Flotten der Hansen. Emsig arbeiteten am Strande Tausende von Fischern, Einsalzern und Böttchern. Mehrmals fuhren die

[1] Viele noch heute gebräuchliche Redensarten stammen aus der Zeit des bürgerlichen Mittelalters, z. B. ins Handwerk pfuschen, vor Toresschluß kommen, an den Pranger stellen. Suche andere!

Schiffe zwischen der Heimat und Schweden hin und her, bis es im Oktober wieder leer und still im Lande wurde.

„Seefahrt tut not, leben tut nicht not!“ Wenn die Dänen den Hansen ihre Vorrechte nicht lassen wollten und Zoll bei der Durchfahrt zwischen den dänischen Inseln von ihren Schiffen verlangten, so sollten sie die Macht der geeinten Städte zu spüren bekommen. Aus dem Lübecker Hafen liefen die hansischen Kriegsschiffe aus; die waren kurz und breit gebaut und hatten vorn und achtern einen hohen Aufbau und bunte Segel. Lange Wimpel flatterten von den Toppen zum Abschied. Vom hohen Mastkorb herab winkten die Schützen. Klar gab der Ratsherr, jetzt in der Friesjacke des Seemanns, seine Befehle als Schiffshauptmann. Hart war die Zucht an Bord; der ungehorsame Schiffsknecht wurde unter dem Kiel durchgezogen. Im Sund trafen sie die Dänen. Die Deutschen legten sich an die feindlichen Schiffe. Einige verbrannten sie, andere fuhren sie auf den Grund des Meeres; das größte Schiff brachten sie mit vielen Gefangenen freudig heim.

Seekrieg gegen die Dänen

um 1350

Wieder einmal schreckten Seeräuber die ehrsamen Kaufleute. Das war tolles, trutziges Volk; überall hatten sie ihre Raubnester und Schlupfwinkel, ihr gestohlenes Gut verkauften sie sogar in Hansestädten. Am verwegensten trieb es Klaus Störtebeker in der Nordsee. Die Hamburger machten Jagd auf ihn; an der Spitze segelte die „Bunte Kuh“. Die Sage weiß zu berichten, wie in der Nacht vor dem Kampfe ein unerschrockener Hamburger Jung zu Störtebekers Schiff hinüberruderte und das Steuerruder voll Blei goß. Am nächsten Tage wurde der Räuber nach erbittertem Kampfe gefangen. Als letzte Gnade erbat er sich, im besten Gewande, von Pfeifern und Trommlern begleitet, zur Richtstätte gehen zu dürfen. Noch lange sang man im Volke von ihm: „Störtebeker Klaus und Gödeke Micheel, de roweden beede liken deel.“[1]

Seeräuber

Ein kühnes Stückchen erzählte man von Paul Beneke, der mit dem „Peter von Danzig“ die Engländer arg bedrängte. Er hatte sich an ein großes italienisches Schiff mit englischem Gut gemacht. Schon wurden die Danziger verzagt vor dem „unförmlichen Biest“; da redete Paul Beneke in gar zornigem und traurigem Mut: „Och, Gesellen, wat do wi nu? Wat will hirut werden? De Galleie is grot, vel groter den unse Schip; averst idt sin Walen und nene Dudeschen.“[2] So machte er seinen Schiffsleuten das Blut wieder warm, und sie enterten den Welschen und fuhren mit der reichen Beute davon.

Paul Beneke von Danzig und die Engländer

Es war etwa 200 Jahre nach dem Siege über die Dänen. Die Zeiten

[1] Störtebeker Klaus und Gödeke Michael, die raubten beide gleichen Teil. — Auf Rügen werden noch heute Schlupfwinkel Klaus Störtebekers gezeigt.

[2] Ach, Gesellen, was tun wir nun? Was soll hieraus werden? Die Galeere ist groß, viel größer als unser Schiff, aber es sind Welsche und keine Deutschen.

Niedergang der Hanse

waren vorbei, da ein paar Städte Krieg gegen ein ganzes Land wie Dänemark führen konnten. Der Kaiser kümmerte sich nicht um seine Kaufleute. Die Bundesmitglieder zankten sich in engherzigem Handelsneid. Die Engländer besorgten ihren Handel allein. Der Hering zog nicht mehr an Südschweden vorbei, sondern durch die Nordsee und machte die Holländer reich. Selbst in der Ostsee, wo früher nur hansische Schiffe gefahren waren, sah man jetzt meist Engländer und Holländer.

20. Kapitel. Faustrecht.

Deutschlands Zersplitterung

Nach dem Untergange der Hohenstaufen hatten die großen und die kleinen Räuber in Deutschland gute Tage. Wo früher ein Herzogtum gewesen war, herrschten jetzt wohl sechs Markgrafen, Herzöge und Grafen. Sie alle kamen sich in ihren kleinen Gebieten wie Könige vor und ließen sich von keinem Herzog und keinem Kaiser mehr etwas sagen.

um 1300

Die sieben Kurfürsten, die neuerdings allein den König wählten, sorgten schon dafür, daß kein Mächtiger auf den Thron kam. Wie bunt war die deutsche Landkarte geworden!

Raubritter

Scheu blickte der Kaufmann um sich, wenn er durchs Land zog. Aus jedem Busch konnte ein Raubritter mit seinen Reisigen hervorbrechen. Wehe dem Unglücklichen, den er mit sich davonschleppte! Monatelang, jahrelang konnte er im dumpfen Burgverlies schmachten, bis das hohe Lösegeld für ihn bezahlt war. Am Rhein, Deutschlands belebtester Handelsstraße, lag ein Raubnest neben dem anderen. Den Bauern drohten selbst während der Erntearbeit räuberische Überfälle. Die „Pfeffersäcke" und die „Tölpel" zu peinigen, galt den adligen Buschkleppern für vornehm und verdienstlich. Wem Unrecht geschehen war, der mußte es dulden oder dem Gegner Fehde ansagen und versuchen, sich das Seinige mit Gewalt zu holen.

Die Feme

Da der Kaiser als Führer versagte, half sich das Volk selbst. Besonders auf der roten Erde Westfalens tagten die gefürchteten Femgerichte; unter dem Vorsitz des Freigrafen traten auf der Malstatt unter der Femlinde die Freischöffen zusammen. An geheimen Zeichen erkannten sie sich, und mancher einfache Bauer gehörte ihrer Vereinigung an. „Ich will bewahren, hehlen und halten die Feme vor Manne, vor Weibe, vor Stock und Stein, vor allem, das zwischen Himmel und Erden Gott hat lassen werden, außer vor dem Mann, der die Feme wahren, hehlen und halten kann." So lautete ihr Eid. Jeder, der in Bedrängnis war, konnte vor ihnen seine Klage vorbringen. Nachts ritt der Fembote vor die Burg des Angeklagten, hieb drei Späne aus dem Tor, steckte den Ladungsbrief in die Kerben[1] und rief dem Burgwächter zu, er habe den Brief der Feme in das Tor gesteckt und zum

[1] An die Vorladung durch den Femboten erinnert unser heutiger Ausdruck „Steckbrief".

Zeugnis die drei Späne mit sich genommen. Und oft sah man einen gefürchteten Schnapphahn an der Weide hängen, um den Hals ein Stück Holz mit eingehauenen seltsamen Zeichen. Die heimliche Feme hatte gesprochen.

Faustrecht in Brandenburg

Besonders schlimm trieben es die Raubritter ums Jahr 1400 in der „Streusandbüchse des Heiligen Römischen Reiches", der Mark Brandenburg. Wo waren die glücklichen Zeiten geblieben, als unter Albrecht dem Bären und seinen Nachfolgern eine zähe und arbeitsame Bevölkerung dem kargen Boden Früchte abrang und Wohlstand und Ordnung im Lande herrschten! Kein Mensch fragte mehr nach dem Gebot des brandenburgischen Kurfürsten; der Adel pochte auf das Faustrecht.

„Vor Köckeritz und Lüderitz,
Vor Krachten und vor Itzenplitz
Bewahr uns, lieber Herre Gott!"

Friedrich von Hohenzollern schafft Ordnung

Da beauftragte der Kaiser, der die Mark geerbt hatte, seinen vertrauten Ratgeber und Helfer, den Burggrafen von Nürnberg, Friedrich von Hohenzollern, Ordnung in Brandenburg zu schaffen. Mit einer Schar fränkischer Ritter machte sich Friedrich nach Norden auf. „Laßt nur den Nürnberger Tand kommen, den man uns ins Land schickt," höhnten die stolzen Quitzows, Herr Kaspar Gans von Putlitz und die vielen anderen adligen Wegelagerer. „Und wenn es ein Jahr lang Nürnberger regnete, wir wollen unsere Schlösser doch wohl behalten." Doch es kam anders, als sie dachten. Im Felde besiegt, warfen sie sich in ihre Burgen. Mühselig mußten die märkischen Bauern für den neuen Herrn die schwerbewegliche „Faule Grete" auf den elenden Sandwegen vorwärtsschleppen; aber als die Donnerbüchse erst ihre Steinkugeln gegen die dicken Mauern der Ritterburgen schleuderte, war es mit dem Widerstande zu Ende. Friedrich verurteilte die Räuber und verkündete einen Landfrieden. Er zwang den Adel, die Volksgemeinschaft zu achten und sich ihr einzugliedern. Ungefährdet konnte der Kaufmann wieder seine Warenzüge durchs Land geleiten und der Bauer seinen Acker bestellen.

1415

21. Kapitel. Johann Gutenberg.

In Mainz verließ ein hochgewachsener Mann mit eingefallenem Gesicht und traurigem Blick das Gericht. Johann Gutenberg war es. Seine Lebensarbeit schien ihm vernichtet. Wie lange hatte er sich um die Kunst des Buchdruckes gemüht! Gewiß, drucken konnte man schon lange Zeit. In eine kleine Holztafel, die die Größe einer Buchseite hatte, wurden alle Buchstaben so hineingeschnitzt, daß sie als Erhöhungen hervortraten. Dann bestrich man sie mit schwarzer Farbe, legte einen Bogen Papier darauf und rieb mit einer Bürste so lange darüber hinweg, bis jeder Buchstabe deutlich auf dem Papier kenntlich war. Doch wie mühsam war diese Arbeit! Für jede Buchseite mußte ein neues Täfelchen

Wie man vor Gutenberg druckte

geschnitzt werden, und brach auch nur ein Buchstabe heraus, so war alle Mühe umsonst. Noch genau erinnerte sich Gutenberg des Tages, an dem es ihm wie eine Erleuchtung gekommen war: Wie wär's, wenn du jeden Buchstaben einzeln ausschnittest! Gedacht, getan. Zuerst hatte er die Lettern aus Holz angefertigt. Später hatte er sie aus Metall gegossen und die einzelnen Buchstaben zu Wörtern zusammengefügt. Er hatte auch eine Presse gebaut, mit der die Bogen auf die Buchstabentafel gepreßt wurden. Alles das hatte viel Geld gekostet. Da Gutenberg arm war, hatte er die ansehnliche Summe von dem reichen Mainzer Bürger Fust geborgt. Als die ersten Bücher fertig waren, hatte plötzlich der harte Mann das geliehene Geld zurückverlangt. Und so hatte jetzt eben nach dem Urteil des Gerichts Gutenberg ihm die Druckerei mit allen Büchern überlassen müssen. Das war ein harter Schlag!

Gutenberg verbessert den Druck

um 1450

Gutenbergs Enttäuschungen

Sein Weg führte ihn an den Marktbänken vorbei. Da sah er, wie ein Verkäufer in Schweinsleder gebundene Bände feilbot. Er erkannte sie, es waren Bücher aus seiner Werkstatt. Dieser Trödler da wird reich. Und ich, der Erfinder? Aber dann wurde er ruhiger. Um meinen Lohn haben sie mich gebracht, aber eines tröstet mich: wenn ich schon lange tot bin, werden Tausende, die heute kein Buch anrühren, in den Büchern lesen und dankbarer als das heutige Geschlecht sagen: „Das verdanken wir Gutenberg."

22. Kapitel. Entdecker.

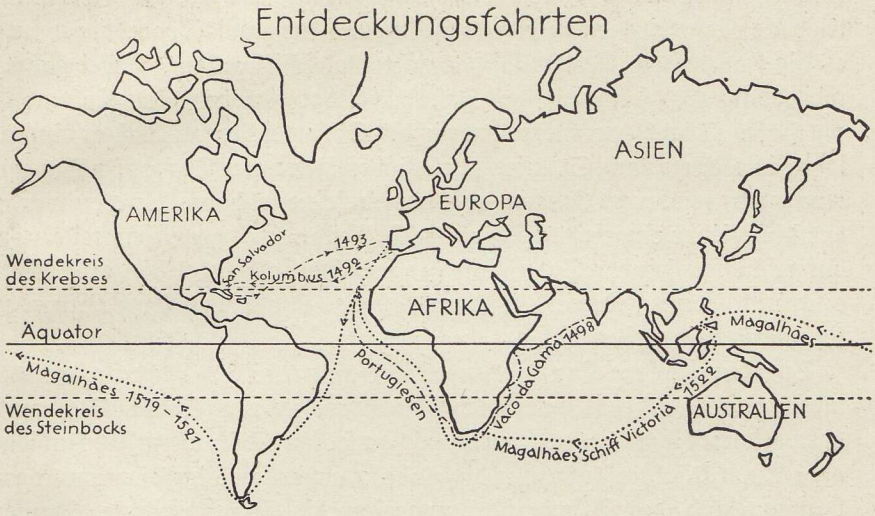
In einem spanischen Hafen lagen drei kleine hochgebaute Segelschiffe. Die Matrosen setzten die Segel. Viele Menschen standen am Hafen, um sich die Abfahrt anzusehen. „Die kommen gewiß nicht wieder, sie sind verloren," sagten die meisten. Es waren die Schiffe des Kapitäns Christoph Kolumbus.

Wie Kolumbus auf den Gedanken der Westfahrt kam

Seit Jahren hatte Kolumbus an nichts anderes gedacht als an das Wunderland Indien, wie so viele, seitdem die Türken den Handel dorthin über Land störten und Gewürze, Seide, Elfenbein, Perlen immer teurer wurden. Es mußte ein Seeweg nach Indien gefunden werden. Aber noch war niemand zum Ziele gelangt. Sollte man es nicht einmal in westlicher Fahrt versuchen? Die Erde war ja eine Kugel. Doch die alten Seefahrer hatten Kolumbus von schrecklichen Gefahren auf dem weiten, unbekannten Meere erzählt, von einer dicken, schlammigen Masse, in der die Schiffe steckenblieben, von Meeresungeheuern und Strudeln. Einer der geistlichen Räte des Königs von Spanien hatte ihn gefragt, wie er denn den großen Wasserberg wieder hinaufkommen wolle, wenn er ihn hinuntergefahren sei, ein anderer seinen Plan vermessen und gottlos genannt. Überall war er abgewiesen worden. Seine Vaterstadt Genua hatte ihn einen Schwärmer gescholten. Der spanische Hof hatte ihn Jahr

Wie Kolumbus die Reise möglich machte

um Jahr auf Bescheid warten lassen. Nach England war sein Bruder in seinem Auftrage gegangen. Eben wollte er sich an den König von Frankreich wenden, da endlich hatte ihm die Königin von Spanien seinen Wunsch erfüllt und ihm die Schiffe gegeben. Voller Vertrauen sah er jetzt auf seine kleine Flotte. Der Wind wehte seewärts. Begleitet von den bewundernden Blicken der Menge, verließen die drei Schiffe den Hafen.



Bald sind sie allein auf weitem Meer. Immer größer wird die Entfernung, immer unheimlicher die furchtbare Einsamkeit. Ohne Unterbrechung Ostwind! Wie sollten sie denn bei diesem Wind jemals wieder heimkommen? Nur der kühne Führer steht unbeirrt auf dem Verdeck, mißt die Tiefe mit dem Senkblei, berechnet, beobachtet den Kompaß und spricht den Ängstlichen und Murrenden Mut zu. Verzweifelt sehen sie nach irgendwelchen Anzeichen aus. Da tauchen Seevögel auf. Große Freude auf allen Schiffen! Jetzt kann das Land nicht mehr weit sein. Aber die Vögel verschwinden wieder. Dann täuscht ein ferner Nebelstreifen. Wieder klettern sie hoffnungsvoll in die Wanten; aber der Streifen löst sich auf, und ringsum ist nichts als das grenzenlose Weltmeer. Wütend dringen die Matrosen auf ihn ein. Er soll sofort umkehren. Einige wollen Hand an ihn legen. Es gelingt ihm noch einmal, sie zu beruhigen. Wenige Tage darauf kracht ein Schuß auf dem vordersten Schiff, das verabredete Zeichen, daß Land gesichtet ist. Wenn es nur nicht wieder eine Täuschung ist! Da erschallt es vom Mastkorb: „Land! Land!" Diesmal ist's wahr! Befreit ruft es einer dem anderen zu.

Auf dem Ozean

Land!

1492

Es war eine der Inseln Mittelamerikas, die Kolumbus entdeckt hatte. Kupferfarbige, nackte Menschen liefen den Landenden entgegen und staunten sie wie etwas Unbegreifliches an. Kolumbus nannte sie

Indianer; denn er glaubte, eine indische Inselgruppe vor sich zu haben. Deshalb nennen wir diese Inseln noch heute die Westindischen Inseln. So glücklich wie damals war Kolumbus nur noch einmal in seinem Leben: als er nach stürmischer Rückfahrt wieder in Spanien landete, vom Volke mit Jubel empfangen, vom Hofe hochgeehrt. Noch dreimal unternahm er die große Reise. Seine Fahrten brachten ihm aber auch viele Enttäuschungen. Die Roheit und Grausamkeit seiner gierigen Gefährten trieb die Eingeborenen zu Verzweiflung und Aufstand. Der König konnte es nicht abwarten, bis endlich das erste Goldschiff ankam. Dabei gab es nur wenig Goldsand auf den Inseln. Neider verleumdeten Kolumbus am Hofe. „Traut dem Genuesen nicht!" Sie erreichten es, daß er einmal sogar in Ketten nach Spanien zurückgebracht wurde. Der Hof nahm ihn dann zwar wieder in Gnaden auf; aber in seine früheren Würden wurde er nicht wieder eingesetzt. Daß er der Entdecker eines neuen Erdteils war, hat er bis zu seinem Tode nicht geahnt. Deshalb trägt die neue Welt auch nicht seinen Namen, sondern den des Italieners Amerigo, der sie zuerst beschrieben hat.

Kolumbus' Enttäuschungen

Spanien gewann ein ungeheures Kolonialreich. Aus Amerika kam zunächst nur Mais, später vor allem die Kartoffel und Silber. Staunend betrachteten die Bürger der europäischen Hafenstädte, wenn ein Indien- oder Amerikafahrer anlangte, die Tabak rauchenden Matrosen samt dem bunten Tand, den Affen und Papageien, die sie mitbrachten. Immer mehr wollten sie hören von den Völkern und Ländern jenseit des großen Meeres. Eine neue Welt fing an, sich ihnen zu erschließen.[1]

Folgen der Entdeckung

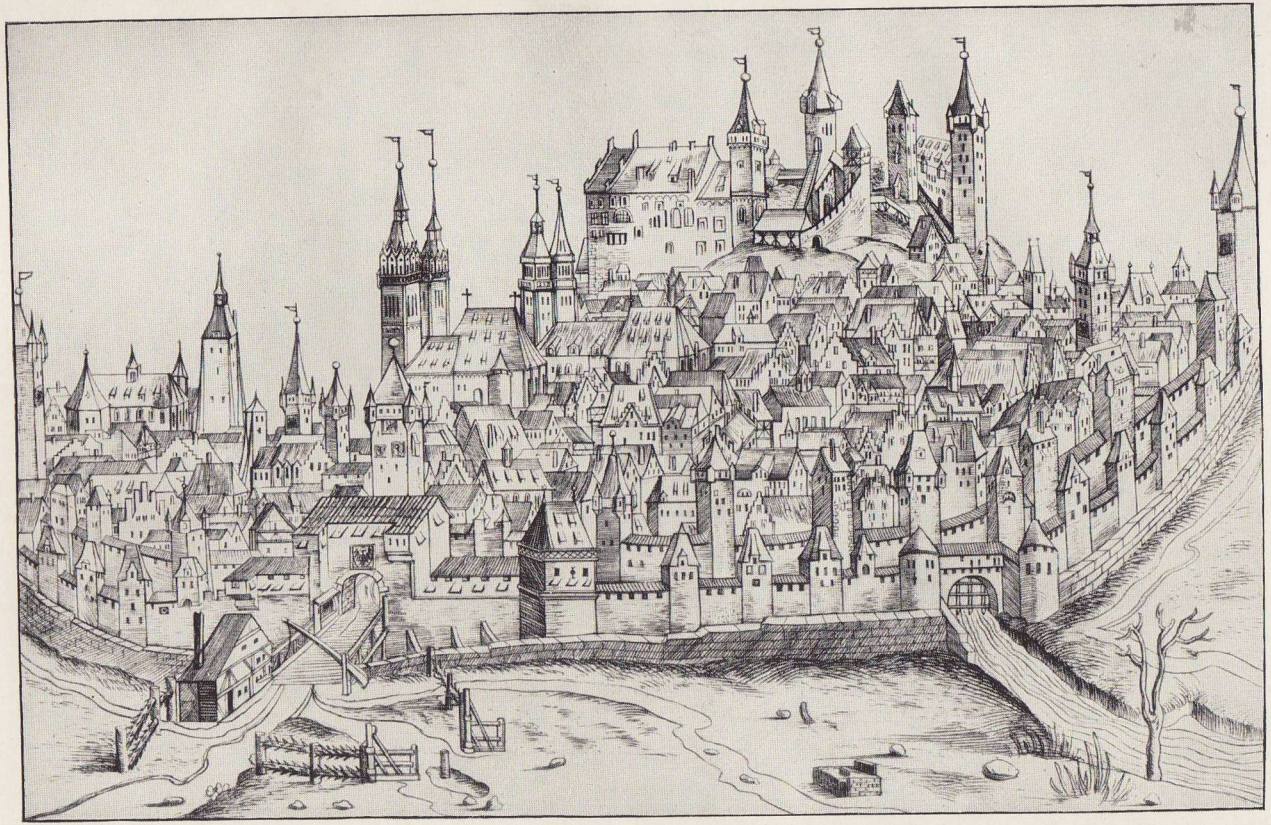
23. Kapitel. Die Deutschen zur Zeit Luthers.

1. In der Stadt.

Frohes Leben bewegte sich durch die Stadt. Sie feierte ihr Schützenfest. Von weit und breit waren die Schützen gekommen, von den Bürgern gastlich beherbergt und bewirtet. Jetzt zogen die Trompeter und Pfeifer der Stadt durch die Straßen. Alles strömte zum Sammelplatz, und dann ging es in langem Zuge zur Festwiese: voran das Spiel der Stadt, dann die Ordner und Würdenträger des Festes, dazu die Scherzmacher und Narren, die niemals fehlen durften, dann ein ehrsamer Rat der Stadt, endlich die lange Reihe der Schützen, alle im Festschmuck mit wallender Feder auf dem Barett, in Samt und Seide oder teures Tuch gekleidet, ein farbenprächtiges Bild. Denn auch die Männer dieser Zeit liebten kräftige Farben in ihrer Kleidung. Jeder trug eine Wehr an seiner Seite und war stolz darauf.

Schützenfest

[1] Wie nach den Entdeckungen die Wunderwelt der Ferne lockte und lockte, zeigt die Geschichte von Robinson.



Das alte Nürnberg

Albrecht Dürer: Ritter, Tod und Teufel

Auf dem mit Tannenbäumen, Säulenreihen, Gewinden geschmückten Festplatz wogte und wirbelte ausgelassenes Leben bei Spiel und Tanz, während in der Schießhalle mit würdevollem Ernst Schuß um Schuß mit der Armbrust abgegeben wurde.[1] Das dauerte oft wochenlang, und in diesen Tagen nahmen die Gastereien und Schmausereien kein Ende. Warum sollte man auch nicht fröhlich sein? Das Gewerbe blühte; die deutsche Tuchmacherei, die Waffen- und die Goldschmiedekunst, die Holzschnitzereien und Steinmetzarbeiten waren weltberühmt, und der deutsche Kaufmann brachte die Erzeugnisse deutschen Könnens über Meere und Länder. Seit langem herrschte Frieden im Land. „Leben und leben lassen!" dachte der Bürger. Deutschlands Wohlstand

Wer den Glanz des deutschen Bürgertums im hellsten Lichte sehen wollte, der mußte sich das Haus eines reichen Bürgergeschlechtes ansehen.[2] Das Haus der Fugger in Augsburg war so prächtig, daß oft Fürsten, sogar der Kaiser, darin wohnten, und selbst der wunderte sich über den Reichtum und den feinen Geschmack. Teppiche und golddurchwirkte Decken bekleideten die Wände der Prunkgemächer. Von Marmor war der Boden, Truhen und Schränke waren voll seltener Kleinodien, die Schatzkammern voll Kronen und Dukaten. Jede Landstraße trug Fuggersche Lastwagen, jedes Meer Fuggersche Schiffe. Tausend fleißige Hände arbeiteten für die Fugger in vielen Erzgruben. Und dabei war ihr Ahn als einfacher Leineweber nach Augsburg gekommen. Ähnliche Großhandelsherren gab es noch viele.

In diesen Häusern gingen die Künstler und Gelehrten der Zeit aus und ein, wurden von den reichen Bürgern unterstützt und zu fröhlichem Schaffen ermutigt. Staunend ließen sie sich von den weiten Reisen des Kaufmanns erzählen, von den neu entdeckten Ländern mit ihren merkwürdigen Menschen, Sitten, Tieren, Pflanzen. Wie reich war das Leben! Wieviel Neues brachte jeder Tag! Da zeigte einer begeistert einen Kupferstich, den er dem großen Meister Albrecht Dürer in Nürnberg abgekauft hatte. Es war das Bild von dem tapferen Ritter im Stahlhelm, der unerschrocken und mit festem, hartem Blick seinem Ziele entgegenreitet, wenn auch Tod und Teufel ihn zu schrecken versuchen und hölliſches Gewürm ihm über den Weg kriecht. Ob er damit wohl den großen deutschen Führer gemeint hat, nach dem sich seit dem Untergang der alten herrlichen Kaisergeschlechter so viele sehnten? Ein anderer hatte ein Buch mitgebracht. „Hier, das Neueste! Eine Beschreibung von Deutsche Gelehrte und Künstler

[1] Von den Schützenfesten erzählen noch heutige Redensarten: den Vogel abschießen, Schwein haben (ein Schwein galt als Trostpreis), den Zweck erfüllen (Zweck = Zwecke, die Mitte der Scheibe).

[2] Reich an schönen Bürgerhäusern sind noch heute Nürnberg, Regensburg, Augsburg, Münster, Lübeck, Frankfurt a. Main.

Deutschland, in Straßburg gedruckt!" „Kluge Männer erforschen jetzt das Weltall, die Erde, die Pflanzen. Schon gibt es Naturbeschreibungen, Bücher über die Sterne, über die Schwarze Kunst." „Ja, wie ist diese Erde voll Wunder und Schönheit! Ein neues Zeitalter hat angefangen! Es ist eine Lust zu leben!"

2. Auf dem Lande.

Abgaben und Fronarbeit der Bauern

Doch von zehn Deutschen lebte damals nur einer in der Stadt. Deutschland war damals noch ein Bauernland. Den Bauern aber ging es nicht so gut wie den meisten Bürgern der Städte. Bitter klagte der Bauer über seine Not. Einst durfte er noch jagen und Holz schlagen im Gemeindewald. Jeder hatte seinen Anteil an Wasser und Weide. Das war längst vorbei. Alles gehörte jetzt den adligen Herren. Dazu nahm es kein Ende mit den Abgaben: bald Getreide, bald Vieh. Dann hieß es, auf den Feldern des Herrn arbeiten; und wenn der gar Krieg führte, kamen noch besondere Auflagen und oft Brand und Verwüstung. Da plagte und quälte man sich in den paar Tagen, an denen man nicht zu fronen brauchte; und wenn wirklich die Ernte gut stand, dann zerwühlten Hirsch und Wildschwein aus dem herrschaftlichen Forst die Äcker. Wehe dem, der sie abwehrte! Er konnte es mit dem Leben büßen. Wer gab den Unmenschen das Recht? Wenn man nur weggekonnt hätte! Aber wohin?

Raumnot

Ihre Väter waren einst ins Ostland gezogen, wenn sie bedrückt wurden oder die Heimat keinen Raum mehr hatte. Das ging jetzt nicht mehr. Im Ostland herrschten jetzt Fremde. Aber auch die Städte wollten niemand mehr aufnehmen. Sie hatten selbst mehr als genug Menschen; sie zeig-

Verachtung der Bauern

ten im übrigen dem Bauer ihre Verachtung, wo sie nur konnten. Bei ihren Schützenfesten verulkten sie ihn in ihren Theaterstücken. Den armen Kunz nannten sie ihn. Wo sollte man sein Recht finden? Beim Kaiser? Ach, der hatte ja selbst nichts mehr zu sagen.

Überall Ungerechtigkeit und Willkür! Liebe war wohl bloß bei Gott!

Enttäuschung über die Kirche

Gewiß gab er den Unterdrückten alles tausendfach in der ewigen Seligkeit wieder. Und so gingen sie denn doppelt sehnsüchtig zu denen, die ihnen den Weg zur Seligkeit zeigen sollten, zu ihren Priestern. Aber nur wenige wußten ihnen etwas von Gottesliebe zu sagen. Den meisten war Gott ein strenger, unerbittlicher Richter, mitleidlos und hart, wie die irdischen Richter es waren. Er hatte für alle die kleinen und großen Übertretungen seine Strafen, und wem sie nicht bei Lebzeiten vergeben waren, den erwartete statt Seligkeit Fegefeuer oder gar ewige Höllenpein. So rangen die Armen denn nach Vergebung ihrer Sünden, nach der Gnade Gottes. Ja, die Reichen, die brauchten den Zorn Gottes nicht zu fürchten, die kauften sich einen Ablaßzettel; so redete voller Bitterkeit einer zum andern. War das die Meinung Gottes? Zu all den Lasten und Abgaben

an den Herrn verlangte nun auch noch die Kirche den Zehnten an Getreide, Früchten und Vieh. Immer nur geben! Bald kamen Mönche und bettelten für ihr Kloster, bald hieß es wieder: „Opfert für den heiligen Krieg gegen die Türken!“ Und wenn es nun gar Wahrheit war, was das Kriegsvolk erzählte, das aus Welschland zurückkam: Prunkvolle Paläste bauten sie sich in Rom von den Groschen der Armen und lebten wie die Fürsten! Aber es mußte wohl wahr sein; denn viele Bischöfe machten es ja ebenso. Sie führten Krieg wie die weltlichen Herren und ritten zur Jagd wie die Junker. Oder war es vielleicht der Teufel, der ihnen diese Gedanken eingab? Verzweiflung und Zorn wühlten unter ihnen. Aber dazwischen ertönten auch schon wilde Rufe der Rache.

„Wir wollen Gott im Himmel klagen,
daß wir nit sollen die Pfaffen zu Tode schlagen.“

„Und die Herren!“ „Und die Fürsten!“ „Einen starken Kaiser wollen wir haben, der die Armen schützt gegen die Ausbeuter und gegen die Welschen und uns Land gibt! Land wollen wir haben und frei sein!“ — Es grollte und bebte in Deutschland. Wenn nur ein Führer käme!

24. Kapitel. Die Reformation.

1. Luther im Kloster.

Der Führer lebte. Es war Martin Luther (geb. zu Eisleben). Luthers Jugend
Er hatte erst vor kurzem, 1505, zur großen Überraschung seiner Freunde die Universität verlassen und war Bettelmönch geworden. Das war ein harter Schlag für seinen Vater. Dieser hatte als Bergmann im Mansfeldischen gut verdient und wollte, daß sein Sohn einmal die Rechte studierte. Er sah ihn schon als hohen Beamten im Rate eines Fürsten. Streng hatte er ihn erzogen, so streng, daß der Sohn ihm scheu aus dem Wege ging. „Meine Eltern haben mich gar hart gehalten, daß ich darüber gar schüchtern wurde. Mein Vater stäupte mich einmal so sehr, daß ich ihn floh und ihm gram ward, bis er mich wieder zu sich gewöhnte; die Mutter stäupte mich einmal um einer geringen Nuß willen, daß das Blut hernach floß. Aber sie meinten's gut.“ In Mansfeld hatte der junge Martin auch zuerst die Schule besucht, die zehn Gebote, das Vaterunser, christliche Gesänge und etwas Latein gelernt. Auch hier hatte harte Zucht gewaltet. Mit 13 Jahren war er auf die höhere Schule, zuletzt nach Eisenach, und schließlich auf die Universität Erfurt gekommen. Fleißig hatte er studiert, und sein Vater war stolz auf ihn gewesen. Auf einmal war die furchtbare Angst vor Gott über den sonst so lebensfrohen Studenten gekommen. „Meine Sünden! Meine Sünden!“ Je mehr er dar- Gewissensnot

10. Nov. 1483

über gegrübelt hatte, desto schlimmer waren sie ihm erschienen. „Gott kann ja nicht mit mir zufrieden sein! Wenn ich jetzt plötzlich sterben müßte wie mein Freund! Gnade! Gnade! Ich will meine Sünden büßen, solange mir noch Frist vergönnt ist!" So war er ins Kloster gegangen.

Im Kloster

Er hungerte und dürstete, er fastete und betete. Immer sah er das zürnende Auge seines Gottes. Verzweifelt geißelte er seinen Körper und durchwachte ganze Nächte. Was war aus den deutschen Mönchen geworden! Wie anders waren doch die Klosterbrüder vor 500 Jahren gewesen. Die nahten nicht ihrem Gott in knechtischer Angst, sondern in stolzer Ehrfurcht. Und sie bebauten das Feld und rodeten den Wald, und wenn Feinde kamen, dann wußten sie auch das Schwert zu führen zu Ehren ihres Gottes. Das war deutsches Christentum! Luther aber war nahe daran, sich zu Tode zu quälen mit Fasten und Nachtwachen. Einmal brach er bewußtlos in seiner Zelle zusammen. So fanden ihn seine Klosterbrüder. Jetzt kam Johann v. Staupitz, der Vorsteher seines Ordens, zu ihm und sagte: „Gott ist die Liebe, man muß nur an seine Güte glauben." Dann führte er ihn zur Bibel. Luther hatte Frieden gefunden.

Staupitz machte ihn nun zum Professor an der Universität in Wittenberg (1508). Bald darauf durfte er im Auftrage seines Ordens nach

Reise nach Rom

Rom reisen. Als er sieben Wochen gewandert war, erblickte er die ewige, heilige Stadt. Er fiel auf die Knie und dankte Gott, daß er die Stätte der großen Apostel und Märtyrer betreten durfte. Alle Stätten der Andacht suchte er auf, betete und las Messen. Seine Ordensbrüder in Rom lachten ihn aus! „Der dumme Deutsche!" Es war also doch wahr, was man so oft von Rom erzählt hatte, und was er nicht hatte glauben wollen?

2. Die 95 Thesen.

Luthers Arbeit in Wittenberg

Jahre vergingen. Luther lehrte und predigte in Wittenberg. Wenn die Armen und Bedrückten zu ihm in die Beichte kamen, dachte er an die Qualen seiner Klosterzeit und half ihnen. Wem es jedoch nicht ernst mit seiner Reue war, den schickte er fort; denn er wollte die Menschen besser machen. Nun kam eines Tages ein Mönch nach Jüterbog. Unter

Tetzel in Jüterbog

Glockengeläute führte ihn die Menge ins Gotteshaus. Er stieg auf die Kanzel und rief: „Furchtbare Höllenqualen erwarten euch. Aber noch ist es Zeit, die Gnade Gottes zu erwerben, wenn ihr eure Buße durch Opfer und Spenden beweist." Das war der Ablaßprediger Tetzel. In Massen kaufte das Volk den Ablaß. Auch Luthers Beichtkinder pilgerten nach Jüterbog. Dem gemeinen Mann fiel es schwer, die Lehre vom Ablaß richtig zu begreifen. Manch einer, den Luther fortgeschickt hatte, sagte nun trotzig: „Jetzt brauche ich euch nicht mehr und eure Vergebung."

Da brauste Luthers Zorn auf. Er schrieb 95 Sätze (Thesen), in denen er erklärte, daß der Ablaß ohne wirkliche Reue Betrug sei. Am Vorabend des Festes Allerheiligen, am 31. Oktober 1517, schlug er diese Thesen an die Tür der Wittenberger Schloßkirche an. Er wollte damit eine öffentliche Aussprache der Gelehrten herbeiführen und auf diese Weise den Mißbrauch der Ablaßbriefe beseitigen.

31. Okt. 1517 Die 95 Thesen

In 14 Tagen wußte ganz Deutschland von den Thesen. In Rom aber fühlten sie bald, daß dieser Mann sehr gefährlich war. Er sollte vor den päpstlichen Richterstuhl kommen und sich dort verantworten. Doch Luther hatte einen Beschützer gefunden, seinen Landesherrn, den Kurfürsten Friedrich den Weisen von Sachsen. Der war stolz auf seinen tapferen Professor und vor allem, er war gerecht. Er fürchtete, daß Luther von seinen Feinden in Rom ungehört abgeurteilt würde und ließ ihn nicht nach Rom gehen. Dann aber sollte Luther wenigstens widerrufen und zum Schweigen gebracht werden.

Der größte Kirchengelehrte seiner Zeit, Dr. Eck, ließ sich in Leipzig in ein öffentliches Streitgespräch mit ihm ein (1519). In einem Saale des Schlosses waren zwei Katheder, mit kostbaren Teppichen behangen, für die streitenden Gelehrten aufgestellt. Hier Eck, dort Luther in seiner Mönchskutte, einige Blumen in seiner Hand. Ringsum saßen auf Bänken die Zuhörer. Tagelang hatte sich der Wortkampf schon hingezogen. Immer mehr bedrängte Eck seinen Gegner, indem er ihm nachwies, daß viele seiner Ansichten schon von großen Kirchenversammlungen verdammt waren. Wollte er sich etwa für klüger halten als die Versammlungen? Da sagte Luther: „Sie haben einige Sätze verurteilt, die gar nicht ketzerisch, sondern durchaus christlich sind." „So glaubt Ihr also, daß eine Kirchenversammlung irren kann?" Atemlose Spannung! Wird Luther es wagen, die Kirchenversammlungen nicht anzuerkennen? Dann kann er nicht mehr zur Kirche gehören! Fest antwortete Luther: „Nur die Heilige Schrift ist unfehlbar, Kirchenversammlungen aber können irren!" Entrüstet sprangen einige Zuhörer von den Bänken. Das Gespräch war zu Ende. Bange Sorge aber ergriff seine Freunde. Eck reiste nach Rom. Dort wurde die Verbrennung der Schriften Luthers befohlen und der Bann über ihn ausgesprochen, wenn er nicht innerhalb 60 Tagen widerrufe. Sollte er leugnen, was er nach marternden Seelenkämpfen als Wahrheit erkannt hatte? Nein, er wollte für die Wahrheit kämpfen. Zu diesem Kampfe rief er jetzt das ganze deutsche Volk auf.

Streitgespräch in Leipzig

Der Bann

Wie Angriffssignale hallen seine Kampfschriften in die Lande: Die Erpressung und Habsucht der Römer ist unerträglich. Fürsten und Adel sollen die Kirche reformieren. Eine freie, deutsche Kirche soll entstehen! „Laßt uns aufwachen, liebe Deutschen, und Gott mehr als die Menschen

Kampfschriften

Verbrennung der Bannbulle

fürchten!" Fortgerissen von seiner eigenen Kampfstimmung, zog er eines Morgens mit vielen Professoren und Studenten vor das Stadttor und verbrannte die Bannbulle auf einem Scheiterhaufen.

Begeisterung des deutschen Volkes

So hatte noch nie ein Deutscher zu seinem Volke gesprochen. Nun wußte es, der Führer war da! Eine gewaltige Begeisterung ergriff das Volk. Flugblätter gingen von Hand zu Hand. Wer nicht lesen konnte, nahm sich einen fahrenden Schüler, der ihm die Blätter und Schriften Luthers vorlesen mußte. In Häusern und Trinkstuben, auf dem Markt und den Straßen sprach man von nichts anderem mehr. Es waren Frühlingstage voll großer Hoffnung; der Nürnberger Meistersänger und Schuster Hans Sachs sang damals:

„Wach auf! Es nahet sich der Tag.
Ich hör' singen im grünen Hag
Ein wunnigliche Nachtigall.
Ihr' Stimm' durchklinget Berg und Tal."

„Befreien wir das unterdrückte Vaterland!" schrieb der berühmte Ritter Ulrich von Hutten an Luther. Philipp Melanchthon, der größte Gelehrte der Wittenberger Universität, wurde Luthers bester Freund.

Die große Stunde

Wenn jetzt ein Kaiser in Deutschland gewesen wäre, der das Sehnen des deutschen Volkes verstanden hätte! Sie alle glaubten und hofften ja damals, daß aus dieser großen deutschen Bewegung wieder ein einiges, mächtiges Reich entstehen würde. Dann wären uns niemals die alten deutschen Reichsgebiete im Süden und Westen, die Schweiz, Elsaß-Lothringen und Holland, verlorengegangen. Dann hätten wir noch heute unser großes Kolonisationsgebiet im Osten. Dann wären noch heute Riga, Reval, Bromberg, Krakau, Lemberg, Prag deutsche Städte. Dann wären wir heute nicht das Volk ohne Raum, und unsere Söhne fänden alle Lebensberuf und Arbeit. Es war damals einer der größten und wichtigsten Augenblicke unserer Geschichte. Aber der deutsche Kaiser verstand die große Stunde nicht und stellte sich dem deutschen Volke in den Weg.

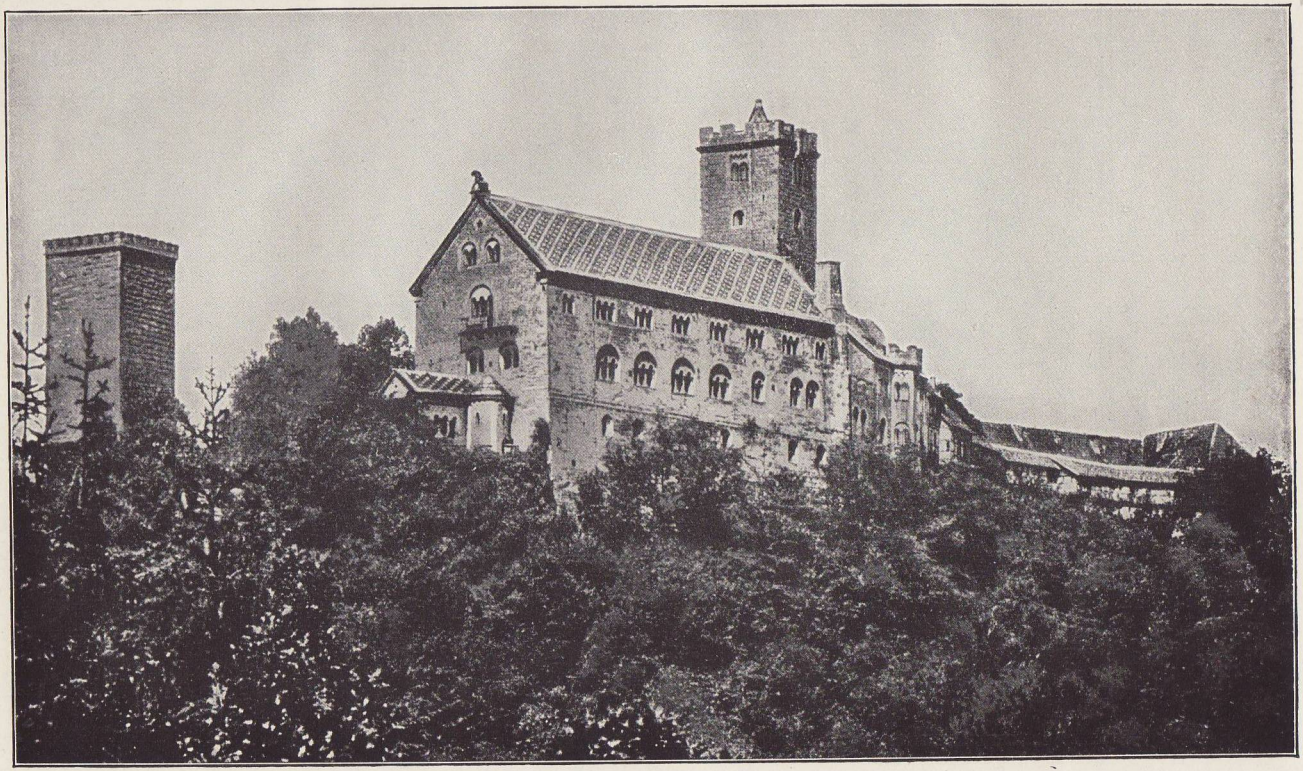
3. Der Reichstag von Worms.

Wahl Karls V.

Die deutschen Kurfürsten hatten einen neuen Kaiser gewählt, Karl V. aus dem Hause Habsburg, der außer Österreich auch noch Böhmen, Ungarn, die Niederlande und Spanien mit allen seinen Kolonien besaß. „In meinem Reiche geht die Sonne nicht unter," rühmte er sich. Er war in Spanien erzogen und verstand nicht einmal die deutsche Sprache.

Karl V. berief die deutschen Reichsstände (die Kurfürsten, Fürsten und Reichsstädte) zum ersten Reichstag nach Worms. Auch Luther wurde geladen. Der Kaiser hatte ihm freies Geleit für Hin- und Rückreise zugesichert. Ein Gesandter des Papstes sollte ebenfalls erscheinen. Viele warnten Luther, nach Worms zu gehen. Der harte Kämpfer aber kannte

Martin Luther 1517



Die Wartburg

keine Furcht, wenn es um seine große Sache ging. Er lachte sie aus: „Und wenn so viele Teufel in Worms wären wie Ziegel auf den Dächern, so wollte ich doch hingehen." So machte er sich denn in seinem Reisewagen auf zum Reichstag. Das ganze deutsche Volk geriet in Erregung: Er wagt es trotz Kaiser und Kardinälen! Es war das erstemal in unserer Geschichte, daß ein Mann aus dem Volke so die Herzen der Nation erfüllte. Mit Stolz blickten die Deutschen auf diesen furchtlosen Führer, aber auch mit Sorge um sein Schicksal. Meilenweit liefen Männer, Frauen und Kinder herbei, wenn sein Reiseweg in ihre Nähe führte. Unter Glockengeläute holten ihn die Bürger in ihre Städte ein. Als es in Worms bekannt wurde, daß er sich dem Weichbilde der Stadt näherte, stauten sich die Menschen vor dem Stadttor, und mit einem Geleite, wie es kein Fürst, ja nicht einmal der Kaiser gehabt hatte, zog der Streiter für eine deutsche Kirche in die alte Bischofsstadt ein. Bis tief in die Nacht kamen Priester und Laien, Grafen und Ritter, um ihn zu besuchen und zu befragen.

Luthers Reise nach Worms

Als er am nächsten Tage zur Versammlung abgeholt wurde, drängten sich die Menschen Kopf an Kopf in den Straßen. Alle Fenster waren besetzt. Sogar auf den Dächern standen sie. An der Tür des großen Saales trat ihm der Ritter Georg von Frundsberg entgegen: „Mönchlein, Mönchlein, du gehst einen Gang, dergleichen ich und mancher Kriegsoberst in der schwersten Schlacht nicht getan haben. Bist du aber deiner Sache gewiß, so fahre in Gottes Namen fort, Gott wird dich nicht verlassen!" Endlich öffneten sich die Saaltüren, und Luther trat der prunkvollen Versammlung der deutschen Fürsten gegenüber. Doch es wartete seiner eine große Enttäuschung. Streng fragte man ihn, ob er widerrufen wolle. Darauf war Luther nicht gefaßt. Wollten sie ihn denn überhaupt nicht anhören? Er bat um Bedenkzeit. In der Einsamkeit seiner Herberge ging er noch einmal mit seinem Gewissen zu Rate: „Jedermann sei untertan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat!" War es nicht seine Obrigkeit, die ihm Widerruf gebot? Das ganze deutsche Volk hatte er in Aufruhr gebracht. War es vielleicht doch Teufelswerk? Aber die Wahrheit! Die Wahrheit mußte er bekennen! „Das Wort sie sollen lassen stahn!" So erklärte er denn am nächsten Tage unerschrocken und mit fester Stimme: „Widerrufen kann und will ich nicht, denn wider das Gewissen zu handeln, ist weder sicher noch ungefährlich. Hier stehe ich, ich kann nicht anders! Gott helfe mir! Amen." Der Kaiser erhob sich unwillig und schloß die Sitzung. Luther aber reckte den Arm empor, wie die Landsknechte es nach einem siegreichen Zweikampf taten: „Ich bin hindurch, ich bin hindurch!"

Luther vor dem Reichstag

1521

Der Kaiser hielt nun zwar dem Ketzer das Geleit. Aber er sprach über ihn und seine Anhänger nach einigen Tagen die Reichsacht aus: „Niemand soll Luther hausen, beherbergen, speisen, tränken und schützen,

Die Reichsacht

sondern wo man seiner habhaft werden möge, soll man ihn gefangennehmen und wohlbewahrt dem Kaiser zusenden."

Luther auf der Wartburg

Als Friedrich der Weise von Worms abreiste, wußte er bereits, was Luther drohte. Öffentlich konnte er ihn nicht schützen, aber er sorgte dafür, daß er unbemerkt in Sicherheit gebracht wurde. In der Nähe von Eisenach ließ er ihn von einigen Rittern zum Schein überfallen und auf die Wartburg bringen. Kurz darauf mußte der Kaiser in den Krieg gegen Frankreich und konnte sich um Deutschland nicht mehr kümmern. Luther und seine Sache waren fürs erste gerettet. Auf der Wartburg lebte er als Junker Jörg, trug Ritterwams und Ritterspuren und ließ sich Bart und Haupthaar wachsen. Nur wenige wußten, wo er war. Viele dachten, er sei tot. In der Waldeinsamkeit machte er sich daran, für sein Volk die Bibel zu übersetzen. Mit dem Neuen Testament wurde er noch auf der Wartburg fertig, mit dem Alten Testament erst zwölf Jahre später. Die Lutherbibel ist dann das deutsche Hausbuch für die Protestanten geworden.

4. Der große Bauernkrieg.

Vorzeichen und Vorbereitung

Schon zu der Zeit, als Luther sich noch im Kloster abquälte, waren unter den Bauern die ersten Flammen der Erhebung emporgezüngelt. Was die Schweizer fertiggebracht hatten, das sollten die Bauern in Schwaben und Franken und in Österreich doch wohl auch vermögen! Nachts versammelten sie sich an den uralten Thingstätten, bei den halbversunkenen Opfersteinen der Vorfahren und schlossen heimliche Bünde. Führer schlichen durchs Land und warben unermüdlich neue Anhänger. Der Bundschuh, der Bauernschuh, wurde ihr Sinnbild, und bald bekam das Wort Bundschuh einen gefährlichen und gefürchteten Klang für die Herren und Äbte. An heimlicher Frage und Antwort erkannten sich die Verschworenen: „Los (horch), Gesell, was ist für ein Wesen?" „Wir mögen vor Pfaffen und Rittern nit genesen." Vergebens, daß die Fürsten Verdächtige festsetzten, ja hinrichteten; schon griffen da und dort die erbitterten Bauern zu den Waffen. Und als der Sturm von Luthers Tat durch Deutschland brauste, da brach auch aus Not und Zorn und Erbitterung übermächtig der Sturm des Bauernaufstandes los.

Aufstand

Zu Tausenden lassen die Bauern Pflug und Hacke liegen, greifen nach Kurzschwert und Spieß und geradegenagelten Sensen und laufen den „hellen Haufen"[1] zu. „Tut einen Eid auf Einung!" rufen sie. „Schwört auf den Hammer: heilig Hilf tun, stehn für'n ander!" „Ich halt zum Hammer! Eid auf Einung!" Der eine Haufe zog durch den Schwarzwald, der andre durch Oberschwaben nördlich des Bodensees, andere zogen durch Salzburg, Steiermark, das Neckarland, durch Franken, durch Thüringen. Aus Klöstern und Städten gewannen sie Ge-

[1] hell zu hallen.

schütze; alte Landsknechte übernahmen die Führung. Auch unter den Rittern gab es einige, die Verständnis für die Not der Bauern hatten. Florian Geyer wurde der Führer der „Schwarzen Schar".

Wir sind des Geyers schwarzer Haufen, heia oho! Setzt aufs Klosterdach den roten Hahn!
Wir wollen mit Tyrannen raufen, heia oho! Und hören uns Reich und Kaiser nicht,
Spieß voran! Drauf und dran! Wir halten selber das Gericht, heia oho!

Die Bauern

In zwölf Artikeln stellten die Bauern ihre Forderungen auf: Sie wollten freie Jagd, freien Fischfang, freien Holzschlag, Abschaffung der Leibeigenschaft und Erleichterung der harten Frondienste. Wo die geistlichen und weltlichen Herren ihnen wider Recht das Gemeindeland abgenommen hätten, sollten sie es zurückgeben. Ihre Pfarrer wollten sie sich selbst wählen, und diese sollten das reine Evangelium predigen. Wenn aber eine von ihren Forderungen wider die Bibel verstoße, so wollten sie davon abstehen. Zündend flogen die Artikel von Dorf zu Dorf. In Franken forderten die Bauern ein einiges Reich mit einem Kaiser und einem Glauben. Herren und Fürsten sollten sich auf die Artikel verpflichten; weigerten sie sich, so gingen Burgen und Klöster in Flammen auf. Wie eine mahnende Fackel leuchtete die hochragende lodernde Hohenstaufenburg weit ins Schwabenland und bis in den Schwarzwald hinein. Aber nur vereinzelt ließen sich die Bauern durch rohe Unterführer zu Grausamkeiten hinreißen, wie in Weinsberg, wo sie den gefangenen Grafen von Helfenstein mit seinen Rittern durch ihre Spieße jagten. Nach wenigen Monaten lag das ganze Land von den Alpen bis zum Harz widerstandslos ihnen zu Füßen; Kurfürsten und Bischöfe nahmen die Artikel an. Einzelne weitblickende Bauernführer, wie Michel Geißmair in Tirol und der schwäbische „Bauernkanzler" Wendel Hipler, entwarfen Pläne zum Neubau des Reichs.

Zusammenbruch

Aber trotz alledem: kein überragender Führer fand sich, der an die Spitze der Bewegung getreten wäre, keiner, der sie einheitlich zusammengefaßt und ihr ein klares Ziel gewiesen hätte. Über den eignen Haufen hinaus erzwang sich keiner Gehorsam. Und nun traf die Bauern ein unerwarteter Schlag: Luther, der noch vor kurzem den Herren ins Gewissen geredet hatte, wandte sich von ihnen ab. Der furchtlose, große Mann dachte nur an seine Kirche und an seinen Glaubenskampf. Daß das deutsche Volk damals viel mehr wollte als bloß die Erneuerung seines Glaubens, das verstand er nicht, und so stieß er nun die deutschen Bauern mit ihrer Sehnsucht nach Freiheit und nach einem mächtigen Reich, das ihnen Schutz und Raum gewährte, von sich. Er schrieb sogar „wider die räuberischen und mörderischen Bauern" und mahnte die Fürsten, sie sollten sie „totschlagen wie tolle Hunde".

Nun erholten sich auch die Fürsten von ihrem Schrecken. Ihren geordneten Söldnerscharen, vor allem ihrer Reiterei, erlagen die schlecht

geführten Bauernhaufen, einer nach dem andern. In Franken brach sich der Bauernsturm vor der Marienburg bei Würzburg, die allen verzweifelten Angriffen trotzte. Mehr als einmal hatten die Bauern ein Fürstenheer schon arg in die Klemme gebracht; dann eröffnete der Söldnerführer Verhandlungen, versprach den gutgläubigen Bauern, was sie forderten, und der siegreiche Haufe wartete vertrauensvoll ab oder ging gar nach Hause und verpaßte die große Gelegenheit. Währenddessen fiel das Fürstenheer über einen anderen Bauernhaufen her und hieb ihn in der Vereinzelung nieder.

Heldenhaft war das Ende von Geyers „Schwarzer Schar". Sie warfen sich in ein zerstörtes Schloß, „sie begehrten weder Gnad' noch Fried'". Fuß für Fuß mußten die Söldner der Fürsten sich über die Gräben und durch die Breschen der eingeschossenen Mauern vorkämpfen. Als das Pulver verschossen war, zogen sich die Schwarzen in einen Keller zurück und wehrten sich hier mit Schwert und Spieß bis aufs letzte.

Ein unbarmherziges Rachegericht ging über die Besiegten nieder. Sie wurden gehängt oder verbrannt, viele wurden verstümmelt. In Kitzingen am Main wurden gegen das gegebene Wort 62 Bürgern die Augen ausgestochen; dann jagte man sie zum Tore hinaus und verbot, daß irgendwer sie führe oder heile.

„Geschlagen ziehen wir nach Haus,
Unsre Enkel fechten's besser aus."

Es war das einzige Mal in unsrer Geschichte, daß die Bauern das Schicksal der Nation in ihre Hand zu nehmen versuchten. Der Versuch war gescheitert. Ihr Los wurde nun noch viel elender. Für Jahrhunderte wurden sie nun, was sie nicht hatten sein wollen, „wie die Knechte und Hunde".

5. Der Reichstag von Augsburg.

Gegen den Rat seiner Freunde, trotz Acht und Bann war Luther von der Wartburg heimgekehrt und kämpfte in Wittenberg für sein Werk weiter. Aber besorgt sahen seine Anhänger in die Zukunft. Kaiser Karl V. hatte seine Kriege siegreich beendet, und nun wollte er selbst die Einheit der Kirche wiederherstellen. Er schrieb dazu einen neuen Reichstag nach Augsburg aus. Dort wollte er beide Parteien „in Liebe und Gütlichkeit" anhören. Sollte vielleicht doch noch eine Versöhnung möglich sein? Für die Anhänger Luthers hatte Melanchthon eine Bekenntnisschrift ausgearbeitet (die Augsburger Konfession). Vorsichtig hatte er darin alles weggelassen, was die Katholiken verletzen konnte. Der geächtete Luther wartete gespannt auf der Feste Koburg auf den Erfolg. In seiner Art hätte es nicht gelegen, „so sanft und leise zu treten" wie „der Bruder Philippus".

Augsburger Bekenntnis

1530 Die Schrift wurde vorgelesen; aber Karl V. schlief dabei ein. Dieser deutsche Kaiser verstand ja nicht genügend Deutsch. Er

übergab die Bekenntnisschrift den katholischen Priestern, darunter Dr. Eck, zur Prüfung, und diese verwarfen sie von Anfang bis zu Ende. Nunmehr befahl der Kaiser, volle Strenge gegen die Ungehorsamen anzuwenden. Erneutes Verbot der neuen Lehre

Mußten sich die Evangelischen nicht der gewaltigen Übermacht des Kaisers beugen? Doch der Geist des lutherischen Trutzliedes lebte in ihnen:

„Und wenn die Welt voll Teufel wär' —
es muß uns doch gelingen!"

So schlossen sie 1531 den Schmalkaldischen Bund, zum Kampfe bereit. Aber der Kaiser konnte nichts gegen sie unternehmen. Er mußte wieder gegen die Franzosen in den Krieg ziehen. Schmalkaldischer Bund

6. Der Schmalkaldische Krieg (1546—47).

Ein Reichsstand nach dem anderen fiel in diesen Jahren vom alten Glauben ab. Mit wachsender Erbitterung vernahm es der Kaiser. Im Jahre 1546 schien endlich die Stunde gekommen, wo er diese trotzigen Rebellen, die deutschen Fürsten, beugen und die Ketzerei ausrotten konnte. Luther hat den Krieg nicht mehr erlebt. Am 18. Februar 1546 war er in seiner Geburtsstadt Eisleben gestorben. Fortschritte der Reformation

18. Febr. 1546

Luthers Tod

An der Donau erwarteten die Schmalkaldener den Kaiser. Plötzlich wires Durcheinander im Lager: „Verrat, unser Glaubensgenosse, der Herzog Moritz von Sachsen, ist in das Gebiet des Kurfürsten von Sachsen eingebrochen!" Der Kurfürst verließ seine Verbündeten, um sein Land zu schützen. Das Schmalkaldener Heer löste sich auf. Ohne Widerstand zog der Kaiser mit seinen spanischen und italienischen Kriegsvölkern und den „frommen Landsknechten" nach Sachsen. Der Kurfürst ahnte nicht, wie nahe der Gegner schon war. Er saß bei der Mittagstafel. Plötzlich wurde ihm gemeldet: „Der Kaiser steht mit seiner ganzen Macht am linken Elbufer." Sofort befahl er den Rückzug. Auf der Heide bei Mühlberg holte ihn Karl ein. In geschlossenen Gevierthaufen rückten seine Landsknechte mit Trommeln und Pfeifen heran, voran der „verlorene Haufe", die langen Spieße und Hellebarden gefällt. Kunstgerecht wirbelte der Fähnrich die rote Sturmfahne durch die Luft. Jeder trug bunte Pluderhosen und ein buntes Wams mit weiten Ärmeln, je bunter, desto besser. Stolze, verwegene Kerle, die weder Tod noch Teufel fürchteten! Verrat des Moritz von Sachsen

Schlacht bei Mühlberg

1547

Ei, werd' ich dann erschossen,
Erschossen auf breiter Heid',
So trägt man mich auf langen Spießen,
Ein Grab ist mir bereit;

So schlägt man mir den Bummerlein bum,
Der ist mir neunmal lieber
Denn aller Pfaffen Gebrumm.

Wütend hieben die Landsknechte des Kaisers auf die ungeordneten Fähnlein der Schmalkaldener ein und schlugen sie in die Flucht. Verwundet und gefangen, wurde der Kurfürst vor den Sieger geführt. Der Kaiser verurteilte den Kurfürsten „wegen Rebellion" zum Tode, wandelte bald darauf aber die Strafe in ewiges Gefängnis um, nahm ihm die Kurwürde

und einen großen Teil seines Landes und gab alles Moritz. Das war der Preis für den Verrat.

So mächtig war seit Jahrhunderten kein Kaiser mehr in Deutschland gewesen. Wollte er jetzt der Selbständigkeit der deutschen Fürsten ein Ende machen? Ungeheurer Haß erhob sich überall in Deutschland gegen die fremden Kriegsvölker, die Spanier:

„Kein Mann, kein Mann im deutschen Land,
der uns schützet vor solcher Schand'."

Moritz' zweiter Verrat

Selbst Moritz von Sachsen war nicht glücklich. Man nannte ihn „den Judas von Meißen". Ein starkes Kaisertum paßte ihm ebensowenig wie den andern deutschen Fürsten. Um ein starkes Kaisertum zu verhindern, verband er sich mit anderen deutschen Fürsten und — mit den Franzosen! Gern bot Frankreich seine Hilfe. Was konnte es sich Besseres wünschen, als daß Deutsche selbst ihm halfen, die deutsche Ohnmacht aufrechtzuerhalten! Und als Preis dafür boten ihm diese „deutschen" Fürsten auch noch deutsches Land: die Bistümer Metz, Toll (Toul), Virten (Verdun) und Kambrik (Cambrai). Ein Stück der deutschen Westmark wurde damit an Frankreich verraten. Karl V. hatte zwar warnende Nachrichten bekommen, doch er glaubte ihnen nicht. Plötzlich standen jedoch Moritz' Truppen in seiner Nähe. Er wäre gefangengenommen worden, wenn nicht gerade die Landsknechte wieder einmal gemeutert hätten. Eben noch der mächtigste Mann der Erde, mußte er bei Nacht in einer Sänfte, schwer an Gicht leidend, über die Berge fliehen. Da wurde er der Herrschaft müde. Er legte die Krone nieder und ging in die Einsamkeit, in ein spanisches Kloster.

Augsburger Religionsfriede

In Deutschland aber sahen die Fürsten ein, daß sich die beiden Bekenntnisse gegenseitig anerkennen mußten, wenn nicht ein furchtbarer Bürgerkrieg ausbrechen sollte. Sie schlossen deshalb den Augsburger Religionsfrieden. Nur die Fürsten und der Rat der Städte bekamen das Recht, ihre Religion zu wählen. Ihrem Bekenntnisse mußten alle Untertanen folgen oder auswandern. War das wirklich ein Friede?

1555

25. Kapitel. Die Gegenreformation.

1. Die Jesuiten.

Trauer und Erbitterung erfüllte die Herzen der Altgläubigen. Vier Fünftel aller Deutschen waren Protestanten, und auch in den größeren katholischen Staaten Deutschlands, in Österreich, Bayern, in den rheinischen Erzbistümern, fielen immer mehr vom alten Glauben ab. Aber schon fand sich der Mann, der der Kirche eine Truppe zum Kampf um das Verlorene schuf, der spanische Ritter Ignatius von Loyola. Eine Kugel hatte im Kriege dem Dreißigjährigen ein Bein zerschmettert. Verzweifelt lag er in seinen zerwühlten Decken: „Was ist das Leben ohne Kampf und Abenteuer?" Fiebernd fällt sein Blick auf das große offene Buch mit

Gründung des Jesuitenordens

Märtyrer- und Heiligengeschichten, das ihm die Pfleger gegeben haben. Warum ließen sie ihn nicht los, die Heiligen und Märtyrer? Warum kamen sie immer wieder zu ihm in seinen Fieberträumen? Sollte er werden wie sie? Brennender Schmerz gibt ihm das Bewußtsein wieder. Sein Entschluß ist gefaßt. Wenn er wieder gesund wird, so will er sein Leben nur noch dem Kampf für den Glauben widmen. Er wurde gesund. Sechs junge Männer, die ebenso dachten wie er, verbanden sich mit ihm. Der Papst erkannte sie als Orden an, als „Kompagnie Jesu" (1540). Loyola, ihr Vorsteher, nannte sich „General". Nach 15 Jahren hatte der Jesuitenorden bereits 1000 Mitglieder in 79 Häusern.

Tätigkeit des Ordens

Fanatischer Wille verband sie; in blindem Gehorsam, wie ein Stück Holz oder ein Kadaver (Leichnam) hatten sie ihren Vorgesetzten zu gehorchen und jeden Befehl zu befolgen, auch wenn er eine Todsünde forderte. Freundschaft, Familie, Volk, persönliche Ehre: alles das hatten sie zu vergessen; es gab für sie nur eines noch auf der Welt: Dienst für die römische Kirche. Als Beichtväter und Jugenderzieher, durch kluge Überredung, durch Prunk und Pracht der Kirchenbauten, aber auch durch alle Mittel des Zwanges und der Grausamkeit suchten sie das eine Ziel zu erreichen: Ausrottung der Ketzerei. Jedes Mittel, das diesem Zweck diente, war geheiligt. Kein Wunder, wenn jetzt ein Zeitalter der Religionskriege begann.

2. Der Freiheitskampf der Niederlande.

Die Empörung der Niederlande

Die deutschen Niederländer gehörten zu Spanien. Widerwillig trugen sie die Fremdherrschaft. Sie wollten sich nicht für spanische Kriege immer schwerere Steuern auferlegen lassen, ohne daß sie gefragt wurden, wie es ihr gutes altes Recht war; sie waren erbittert darüber, daß der spanische König die Ketzer zu Tausenden auf den Scheiterhaufen verbrennen ließ. Die erregten Volksmassen plünderten katholische Kirchen, zerschlugen Altäre, Bilder, Kelche, Meßgerät. Da kam die Kunde: „Der König hat den Blutmenschen Alba mit 10000 Spaniern nach den Niederlanden abmarschieren lassen." „Wenn das wahr ist, dann wird es furchtbar." Tausende flohen über die Grenze.

Albas Blutgericht

Alba ist in Brüssel eingezogen. Totenstille lastet über der einst so fröhlichen Stadt. Straßen und Plätze sind menschenleer. Die Häuser sind verschlossen. Jedes Geräusch jagt Schrecken ein. In stummem Bangen erwartet man, was kommt. Schon fährt der erste Schlag nieder: „Egmont ist verhaftet!" „Das hat er gewagt? Egmont, den Freund des Königs? Was sind wir jetzt ohne ihn, unsern Egmont?" Immer neue Verhaftungen! Niemand fühlt sich mehr sicher. Wieder beginnen sie, in Massen aus dem Land zu fliehen. Zu spät! Nur wenigen gelingt es. Häfen und Grenzen sind bereits gesperrt. Dann setzt der Spanier ein Ausnahmegericht ein: Des Todes ist schuldig, wer Ketzerabzeichen getragen, wer Ketzerlieder gesungen, ja, wer sich über sie gefreut hat, wer Ketzerpriester beherbergt

hat, wer an den Zusammenkünften der Ketzer teilgenommen, wer auch nur davon gewußt hat! Egmonts Haupt fällt auf dem Marktplatz in Brüssel. Täglich läuten die Totenglocken zu den Hinrichtungen, und über das Land ziehen die Schwaden der Scheiterhaufen.

Vergebens flehten die Gepeinigten die deutsche Heimat um Hilfe an gegen die spanische Gewalt. Deutschland blieb taub gegenüber der Not seines Grenzlands, so wie es gleichgültig der Schlacht bei Tannenberg und dem Freiheitskampf der Schweizer zugesehen hatte.

Der Kampf um die Freiheit

Doch unheimliche Kräfte regten sich im Lande. Hier wurde ein Wagenzug überfallen, dort eine Kolonne vernichtet, dann flog ein spanisches Kriegsschiff in die Luft.[1] „Lieber tot als spanisch, lieber Türk' als Papist." Nunmehr fühlte selbst der König von Spanien, daß der unbeugsame Wille eines Volkes stärker ist als rohe Tyrannei. Also rief er Alba ab und schickte mildere Männer an seine Stelle. In den nächsten Jahren unterwarfen sich die südlichen, katholischen Provinzen, das heutige Belgien. Die sieben nördlichen aber erklärten sich für unabhängig und kämpften weiter. Das Ende war, daß die südlichen Niederlande bei Spanien blieben; das heutige Holland mußten die Spanier als unabhängig anerkennen. Die Holländer wollten aber auch von Deutschland, zu dem sie doch eigentlich nach Sprache und Abstammung gehörten, nichts mehr wissen. Es hatte sie ja in der Zeit ihrer größten Not im Stiche gelassen. So ging wieder ein Stück alten deutschen Landes verloren.

Unabhängigkeitserklärung der Niederlande 1581

Hollands Blütezeit

Wenige Jahrzehnte später, und Holland war ein reiches, blühendes Land geworden mit großem Kolonialbesitz in Indien. Segel an Segel drängte sich im Hafen von Amsterdam, dem verkehrsreichsten der Welt. Halb Europa versorgten die Holländer mit Heringen. Ganz Nordeuropa brachten sie die Erzeugnisse ihrer Kolonien. Drei Viertel aller Handelsschiffe der Erde gehörten ihnen. Auf zahlreichen Kanälen gelangten die Waren leicht und billig ins Innere des Landes. Wohin man sah, fette Weiden, herrliche Gemüsefelder, Gärten voll Tulpen und Hyazinthen, zwischen denen die schmucken Landhäuser der reichen Handelsherren versteckt lagen. Wie glücklich und lebensfroh die Niederländer nach ihrem Heldenkampf Freiheit und Wohlstand genossen, das zeigen uns die Bilder ihrer großen Maler, mit denen die reichen Handelsherren ihr Heim, die Städte ihre Gilden- und Rathäuser schmückten (Rembrandt, um 1650).[2]

Und Deutschland? Der Wohlstand und das Glück Deutschlands, von dem Holland einst ein Teil war, lagen jetzt unter den Trümmern des Dreißigjährigen Krieges begraben.

---

[1] Vom Kampfe der Holländer gegen die Spanier erzählt „Die schwarze Galeere" von Wilhelm Raabe. (Wiesbadener Volksbücher Nr. 18. 0.45 M.)

[2] Von dem Wohlstand des damaligen Holland erzählt Hebels kleine Geschichte „Kannitverstan".